

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Lesotho

vom 12. Juli bis 04. November 2006

Tourismus in Lesotho

– Letzte Chance für ein Entwicklungsland

Von Jürgen Koers

Lesotho, vom 12. Juli bis 04. November 2006



Inhalt

1. Zur Person	316
2. Prolog	316
3. Malealea	317
3.1 Überleben lernen	318
3.2 Naturbursche mit Menschenverstand	321
3.3 Bildung als Beschäftigungstherapie	323
3.4 „Die Lodge kann nicht für alle aufkommen“	324
3.5 Mit bunten Stiften gegen den unsichtbaren Virus	327
4. Drakensberge	328
4.1 Ein Kurvenstar wird zur Legende	329
4.2. Aus dem Tagebuch: Der Pioniergeist im Taumel	331
4.3 Schwieriges Schmuckstück	334
4.4 „Weltkulturerbe, Tourismus, Jobs“	335
5. Weitere Tourismusmodelle	337
5.1 Umwelt schützen, Touristen schröpfen	337
5.2 Verrückt: Olympia in Lesotho	339
5.3 „Das ist zwar beschlossen, aber noch nicht ausgeführt“	342
6. Analyse	347
6.1 Wohin mit all dem Potenzial?	347

7. Epilog	350
8. Danksagung	351

1. Zur Person

Schon in jungen Jahren wollte Jürgen Koers (Jahrgang 1980) Journalist werden, „am liebsten Sportreporter“. Das Bild vom Journalismus hat sich seitdem grundlegend geändert, geblieben ist die Leidenschaft für den Beruf. Gelernt hat Jürgen das Handwerk in langen Jahren als freier Mitarbeiter für das Fernsehen (Norddeutscher Rundfunk) und diverse Printmedien (Münstersche Zeitung, Ruhr Nachrichten, Sportrevolver). Theoretischen und praktischen Hintergrund lieferte das Studium von Sportwissenschaft, Medien und Journalistik an der Universität Hamburg. Seine Passion für Afrika entdeckte er 2003 als freiwilliger Sozialarbeiter in den Straßen von Pretoria, Südafrika. Die Komplexität des Kontinents verstärkte den Wunsch nach einem differenzierteren journalistischen Bild von Afrika, abseits von Kriegen und Krisen, Korruption und hungernden Kindern. Positive wirtschaftliche Entwicklung ist möglich und kann mit dem Erhalt von Natur und Kultur durchaus im Einklang stehen. Alternativer Tourismus in Lesotho ist ein Beispiel dafür. Die einzelnen Geschichten in diesem Bericht zeigen wie ein Bildband Gelegenheiten und Gefahren.

2. Prolog

Von oben strahlt die kräftige Sonne warmes Licht in das Tal. Das seichte Blau des Himmels wirkt fast transparent in seiner Helligkeit. Gipfel in der Ferne tragen noch immer den krönenden Puderzucker-Guss des letzten Schnees, der sich nicht hinunter in die Ebene geschmolzen hat. Davor ragen moosgrüne und verkohlte schwarze Basaltfelsen empor, mehr einrahmende als bedrängende, nur spärlich blühende Bergwände.

In der Ebene dominiert ein irrwitziges Muster von Fleckenteppichen. Kleine, bearbeitete Äcker stechen bräunlich hervor, vertrocknete Felder beklagen ihr winterliches Elend mit einem jammernden dünnen Gelb. Nur langsam gewinnen frische Wiesen die Oberhand. Als Zeichen der Zuversicht und Vorfreude hat der nahende Frühling die Blüten der Pfirsichbäume vorausgeschickt, die mit ihrem unverhofften Rosa Farbtupfer und Hoffnungsschimmer zugleich sind.

Mit lautem Rumpeln schleppt ein Esel einen Karren hinter sich her. Zwei Säcke voller Maiskolben auf ihrem Weg zur nächsten Mühle. Das angerührte Maismehl, „Papa“, essen die Einheimischen zum Frühstück, zum Mittag- und Abendessen. Manchmal mit Gemüse wie etwa Spinat, an sehr guten Tagen auch mit einem Stück Fleisch und Soße.

Wäre die augenscheinliche Armut des Eselführers nicht so bitterernst, könnte der Mann als seine eigene Karikatur durchgehen: Die grünen Gummistiefel sind mehrere Nummern zu groß, das verrät sein Schlurfen. Gegen Regen und Matsch sind sie auch nicht gewappnet bei den klaffenden Löchern. In den Stiefeln steckt eine Hose, die leichteren Schwergewichtlern gut passen würde. Diesem mageren Gesellen flattert sie wie eine Fahne im Wind um die Knie. Unter der grauen Decke, in traditioneller Weise um den Körper gewickelt, findet sich vielleicht noch ein verschlissenes T-Shirt. Auf dem Kopf hat er eine Sturmmitze. Mir ist warm, sehr warm in meinem Pullover. Warum hat er sein ganzes Gesicht bedeckt? Friert es ihn, weil er keine Abwehrkräfte hat und auch keine heiße Dusche? Oder schämt er sich ob seines trostlosen Schicksals?

Bei genauem Hinhören vernehme ich eine getragene Melodie. Ich vermag nicht zu sagen, ob in dem Pfeifen die typische Gelassenheit der Basotho steckt oder die Melancholie eines Verzweifelten, der seinen Kampf gegen das ebenso unerträgliche wie unvermeidliche Elend bereits aufgegeben hat.

Vor einer dichten Staubwolke hüpfte ein Safari-Bus über die Piste aus Sand und Schotter. Zwanzig Touristen kurz vor dem Etappenziel, auf dem Weg in ihr Urlaubsquartier für die kommenden Tage. Der Esel zieht den Karren unbeirrt weiter.

Es ist ein Blick, von ganz oben nach ganz unten. Ein Blick vom Pass, der sich „Tor zum Paradies“ nennt und ins Tal Malealea führt. Die obere Hälfte ist tatsächlich himmlisch, erhebend. In der unteren Hälfte des Horizonts lodert eine Vorstufe des Fegefeuers aus Arbeitslosigkeit, Armut und schließlich Ausweglosigkeit, angefacht vom tödlichsten Virus unserer Zeit.

Mit jedem Blick reflektiert das Tal die Vielschichtigkeit des Ortes. Was kann der vorbeiziehende Tourismus zur positiven Entwicklung in Lesotho beitragen?

3. Malealea

Ausgerechnet am gefühlten Ende von Afrika, an den Flanken des Höhenzugs Thaba Putsoa, tut sich Vorbildliches: Im Malealea-Tal im Herzen Lesothos gelingt alternativer Tourismus gerade weil die Einheimischen integriert sind und vielfältig profitieren.

3.1 Überleben lernen

Ein bisschen Stolz sei sie auch, gibt Matsepang Matsitsi zu. Vor allem aber ist sie froh, dass in ihrem Dorf etwas passiert. „Wir konnten doch nicht zu Hause herum sitzen und warten, bis es uns noch schlechter geht“, sagt sie. Also hat sie die Ärmel hochgekrempt und gemeinsam mit anderen Frauen einen Lernzirkel gestartet. Dieser Anfang liegt nun fast sechs Jahre zurück. Heute florieren die Gärten in Tsinyane, der kleinen Ansammlung von etwa 50 Hütten tief unten im Malealea-Tal, auf halbem Weg hinunter zum Makhaleng-Fluss. Die Sandpiste hoch ins Dorf ist befahrbar, wenn auch nur für Fahrzeuge mit Allradantrieb. Der kleine Staudamm ist noch leer – Warten auf den Regen. Ein spezielles Anbausystem mit runden, hoch gemauerten Beeten, das wenig Bewässerung erfordert, lässt dennoch das erste Gemüse reifen.

„Es ist erstaunlich, was diese Frauen hier geleistet haben“, freut sich Gillian Attwood. Sie betreut diese und zahlreiche andere Selbsthilfegruppen in der näheren Umgebung. Warum die Arbeit hier besonders gute Früchte trägt? „Die Frauen sind unheimlich motiviert. Nachdem auch der Häuptling des Dorfes sie offiziell unterstützt, macht die ganze Gemeinde mit“, erklärt die 39-Jährige. Mit einem leichten Leuchten in den Augen ergänzt Matsitsi: „Die Männer haben uns zu Beginn nicht ernst genommen, aber jetzt haben sie erkannt, dass sich hier etwas entwickelt. Jetzt helfen sie uns.“ Ihre Genugtuung über diesen Erfolg verheimlicht sie nicht.

Weitere Unterstützung kommt in Worten, Taten und finanziellen Zuschüssen vom Malealea Development Trust (MDT). Diese Treuhand vermittelt die Spenden, die Besucher der Malealea Lodge für die Bewohner des Tals zurücklassen. Auch ein Teil des Tourismusbetriebs fließt unmittelbar in den Topf. Ausgeschüttet wird nicht gemäß dem Gießkannenprinzip, sondern nach Bedürfnissen und bevorzugt an Projekte mit viel versprechender Perspektive. Gemeinschaftsgärten, Schulen, Trinkwasser in fußläufiger Entfernung: Die Liste der Projekte ist so umfangreich wie die Nöte der Bevölkerung. „Ohne den Trust wären die Menschen hier deutlich schlechter dran, keine Frage“, sagt Attwood. „Speziell der Tourismus wirft so viel Geld ab. Das ist großartig für uns.“

Begonnen hat Attwood mit ihrer Aufbauarbeit im Jahr 2000. Nach zwei frustrierenden Jahren zeigen sich endlich auch die Ergebnisse ihrer eigenen Mühen, zum einen in den positiven Entwicklungen in den Dörfern Malealeas und zum anderen in einer entstandenen Dissertation mit mehr als 500 Seiten über Erwachsenenbildung und ländliche Entwicklung.

Tourismus ist in Malealea kein neues Phänomen. In zwanzig Jahren hat sich der Fremdenverkehr nach und nach gesteigert. In genau diesem orga-

nischen Wachstum sehen Attwood und Lodge-Besitzer Mick Jones die Basisqualität: „Die Einsicht in den gegenseitigen Vorteil hat sich schnell durchgesetzt.“ Eine win-win-Situation, behutsam getrieben mit der Grasnarbe, nicht am Reißbrett geplant und künstlich hochgezüchtet.

Als größtes Geschenk bezeichnet Attwood den gestiegenen Zugang zu Ressourcen. „Geld, Ideen, Kontakte“ sind verfügbar, weil Gäste auf Pferden oder zu Fuß über das Hochplateau streifen. Und weil der Austausch direkt mit den Einheimischen erfolgt: Touristen sitzen nicht auf dem weichen Polster eines klimatisierten Reisebusses und verlassen ihren Komfortbereich auch nicht nur für fünfminütiges Fotoschießen. Sie sitzen – auf Wunsch – mit ihrem Allerwertesten auf dem harten Lehmboden in den mit Gras gedeckten und mit Kuhdung gemauerten Rundhütten der Basotho. Attwood: „Gerade die Europäer bringen romantische Vorstellungen mit, sind fasziniert von der Lebensweise der Einheimischen `wie vor 200 Jahren´. In ihnen steckt häufig noch das Bild vom `noblen Wilden´.“ In Anbetracht dessen, was sie dann konkret vor Augen haben, prallen zwei Gegenpole aufeinander: Hier die ursprüngliche Schönheit Afrikas, dort der erbärmliche Mangelzustand der Afrikaner.

Manche machen diesem Tourismusprojekt den Vorwurf, den Alltag in Agonie auszustellen und damit Profit zu machen. Das sei ein entwürdigendes Spektakel auf Kosten derer, die sich nicht wehren können. Nur schämt sich niemand bei den Basotho, im Gegenteil: Fast alle haben begriffen, dass die zusätzlichen Möglichkeiten durch den Reiseverkehr gestiegen sind. Ob bei den Touristen der Grund für ein Almosen unreflektiertes Mitleid ist oder eine eitle Geber-gleich-Gönner-Mentalität oder ehrliches Mitfühlen und Verständnis, das alles wird unbedeutend, solange eine Gemüsepflanze, ein Huhn oder ein Sack Maismehl dabei heraus kommen. Wichtig ist, dass nicht eine einseitige Erwartungshaltung entsteht. Attwood ermahnt ihre Mitarbeiter, ermutigt sie zu Eigenständigkeit und Selbstverantwortlichkeit: „Vielleicht bekommt ihr mal etwas geschenkt oder gespendet. Aber wenn ihr selber arbeitet, könnt ihr euch kaufen, was ihr gerade jetzt benötigt.“ In der Erwachsenenbildung betont die Pädagogin die große Wertschätzung jener Errungenschaften, die weitgehend ohne fremde Hilfe erarbeitet wurden. Diese dauerhafte Selbsthilfe ist für sie ein Schlüssel für das nachhaltige Vorankommen. Unabhängigkeit ist das große, wenn auch nicht immer erreichbare Ziel: „Nachhaltigkeit, Unabhängigkeit, da balancieren wir auf einem sehr schmalen Grat. Es geht nicht ganz ohne finanzielle Hilfe von Außen. Wie soll denn jemand ohne irgendwelche eigenen Ressourcen in diesem kargen Landstrich einen blühenden Garten aufbauen, der sich wirtschaftlich rentiert? Wie soll sich eine HIV / Aids-Gruppe ihre Fortbildungen und Unterrichtsmaterialien finanzieren?“ Die Devisen der Touristen werden dankend angenommen.

Also doch wieder das alte Stereotyp von Lesotho als einem Land, das absolut abhängig ist von großen Gönnern und fremder Leute Finanzierung?

Attwood widerspricht. Die Symbiose von Tourismus und Entwicklungsarbeit sei ein probates Modell. „So wie hier kann es auch gut an anderen Orten funktionieren. Es benötigt harten Einsatz und viel Einfühlungsvermögen in die lokale Bevölkerung, aber es verspricht Erfolg.“ Einschränkend erwähnt sie, dass dieses Konzept gut mit Gästen aus Europa und Amerika funktioniert, aber die größte Besuchergruppe im Tourismus Lesothos, weiße Südafrikaner, außen vor lasse. Für die vermögenden Gäste aus dem Nachbarland ist afrikanische Kultur eher abschreckend. „Die haben das alles vor ihrer Haustür, ob Zuluhütten oder Ndebelekunst oder Xhosakultur.“ Mit entsprechend ausgerichteten Modellen, etwa nobleren Unterkünften und luxuriöserem Service als in einer etwas besseren Herberge für Rucksackreisende könne man aber auch diese Gruppe erreichen.

Von elementarer Wichtigkeit sei es, so viele Projekte wie möglich auf eigene Füße zu stellen. Deswegen sei der Bildungsansatz so wichtig, erklärt Attwood. „Den Bedarf reflektieren, Pläne ausarbeiten, Umsetzen und dann wieder Reflektieren“, das sind die Bausteine, mit denen sie gemeinsam mit den Basotho ein zukunftstaugliches Malealea bauen will. „Wir achten darauf, dass die Möglichkeiten richtig eingeschätzt werden, dass die Entwicklungs- und Lernkonzepte die einheimischen Kulturen und Traditionen berücksichtigen, und dass so viel wie möglich in Eigenregie geleistet wird.“ Attwood glaubt nicht daran, dass ihre Rolle als Vorarbeiterin irgendwann überflüssig wird. Im schlimmsten Falle, wenn der Tourismus einbrechen und die derzeit sprudelnden Finanzquellen versiegen würden, blieben ihrer Einschätzung nach nur zwei oder drei von 15 Lernzirkeln bestehen. „Und das“, so betont Attwood mit einem kleinen Seitenhieb, „nachdem wir hier sechs Jahre intensiv arbeiten. Die Entwicklungshelfer gehen nach ein, zwei Jahren und wundern sich, dass von ihrem Material- und Kräfteinsatz nicht viel übrig bleibt.“

Sie selbst genießt höchstes Ansehen in den Dörfern. In fließendem Sesotho parliert Attwood mit den Einheimischen, diskutiert Sorgen und Nöte, kennt Stärken und Schwächen ihrer Schützlinge. „Sie spricht unsere Sprache, ist eine von uns“, heißt es in Malealea. Sie hat Geduld gehabt und sich bei den stolzen und traditionsbewussten Basotho durchgesetzt. Doch die gute Seele Gillian Attwood wird nicht ewig bleiben.

Ein weiteres Anliegen lautet daher, bei den Einheimischen Schnittstellen zu kreieren, an die Hilfsprojekte leicht anknüpfen können. Hier soll fremde Unterstützung, wenn sie denn kommt, auf fruchtbaren Boden fallen und schnell Erträge einfahren. Da viele Geber nicht mit Individuen zusammenarbeiten, etablieren die Dörfer Netzwerke wie den Gemeinschaftsgarten in

Tsinyane. So machen sie sich unabhängig von den Einnahmen, die Einzelne aus dem Tourismusbetrieb haben. Direkt profitieren mehr als 20 Festangestellte, 60 Führer und 30 Pferdeverleiher. Um den Neid gleich im Keim zu ersticken, verteilt ein Plan die Arbeit auf viele Schultern, und alle kommen mehr oder weniger gerecht zu ihrem Einkommen. Sie ernähren sich und ihre Familien durch den Lodgebetrieb. Gemeindegärten, bessere Klassenräume oder die Angebote der Erwachsenenbildung wiederum helfen allen.

Für ihr gutmenschliches Arbeiten ist die Malealea Lodge mehrfach prämiert worden. Der renommierte „Imvelo Award“ belohnt verantwortungsvolles Arbeiten im Tourismus im südlichen Afrika. Drei dieser Auszeichnungen zieren das Büro der Lodge. Hinter Glas und eingefasst in einem Blattgoldrahmen prangen: „Gesamtsieger Verantwortlicher Tourismus“, „Beste Einbindung der lokalen Gemeinden“, und „Bestes Beispiel für wirtschaftlichen Einfluss“. Die Mitarbeiter des Malealea Development Trust freuen sich über die Anerkennung. Und angemessenen Stolz über ihre Leistungen können auch sie nicht ganz verbergen.

3.2 Naturbursche mit Menschenverstand

In der Zeichensprache der taubstummen Köchin heißt er „lange Nase und Brille“. Dass Mick Jones außerdem ein Naturbursche ist, sieht man ebenfalls auf den ersten Blick, wenn er mit einem breitkrepfigen Hut und von der Sonne gegerbter Haut Gäste in seiner Lodge begrüßt. Was sich erst beim genaueren Hinsehen entfaltet, sind die Ausmaße des Projektes, das aus seiner anfänglichen Idee entstand, einen kleinen Laden im Malealea-Tal aufzubauen.

60 Basotho haben durch den Tourismus-Betrieb ein tägliches Einkommen, schätzt er. Umgerechnet auf afrikanische Großfamilien bedeutet dies, dass an jedem Abend mehr als 500 Menschen ohne hungriges Knurren im Bauch zu Bett gehen. Für einen Moment staunt der 55-Jährige selbst. Aber überschwängliche Zufriedenheit bricht nicht aus. Dafür ist er zu sehr verwurzelt im felsigen, rauen Grund der Maloti-Berge. Als „Heiliger von Malealea“ möchte er schon gar nicht bezeichnet werden.

Dennoch ist es ein Segen, dass das kleine Lebensmittel-Geschäft, das er mit seiner Frau Di führte, nicht so recht in Schwung kam, damals, vor 20 Jahren. Die Minenarbeiter aus Südafrika kehrten mit leeren Taschen heim, es kam kein Geld mehr in Umlauf. Stattdessen entwickelte sich der Gästebetrieb immer besser. Aus fünf Betten wurden 50, mittlerweile bietet die Lodge 110 geschmackvoll eingerichtete Schlafstätten, und 100 Essen pro Abend sind keine Seltenheit.

Ein Erfolg, für den es kein fertiges Rezept gab. Gesunder Menschenverstand und die bescheidene Art der Besitzer haben zum Gelingen beigetragen. Und vor allem anderen, das wird die in Lesotho geborene Weißnase nicht müde zu betonen, war es das gute Verhältnis zu den Einheimischen in den Dörfern des Tals, das das zarte und zerbrechliche Pflänzchen Tourismus zum Gedeihen brachte. „Anders“, so Mick Jones, „anders funktioniert es nicht. Wenn sich in Lesotho Tourismus durchsetzen soll, dann geht das nicht ohne die lokale Bevölkerung.“

So haben sie in Malealea von vornherein auf die Unterstützung der umliegenden Siedlungen vertraut. Zu Recht, wie sich gezeigt hat. Bei den Einheimischen willkommen zu sein ist nicht nur ein gutes Gefühl für die Gäste, für den von der Lodge organisierten Fremdenverkehr ist es das A und O. Diese Offenheit der sonst eher phlegmatisch anmutenden Basotho zahlt sich für sie aus, in harter, satt machender Währung.

Unermüdliche Arbeit des sechsköpfigen Management-Teams in der Lodge steckt auch dahinter. Mick Jones werkelt Tag und Nacht an seinem Lebensprojekt, ist stets ansprechbar und hilfsbereit: „Wir sind immer da. Es macht sicher einen Unterschied, dass wir als Besitzer auch die Betreiber des Geschäfts sind.“ Die vorgelebte Identifikation strahlt aus, zieht Kreise unter den 22 Vollzeit-Mitarbeitern, bis hinaus in das ganze Tal und sogar auf die Gäste. Viele kommen ein zweites, drittes, viertes Mal, weil sie ein authentisches Afrika erleben, fernab von den schicken Hotels und Anlagen, wie es sie im benachbarten Südafrika zuhauf gibt und die mit der täglichen Wirklichkeit der meisten Afrikaner gar nichts gemeinsam haben.

Entstanden ist ein Klima, in dem sich weder die arme Bevölkerung für ihre zerlumpte Kleider noch die ausländischen Gäste für ihre Autos und Digitalkameras schämen müssen. Nichts wird verschwiegen, nichts verschönert. Auf das Sichten der Fotos auf dem Display sind die meisten Basotho allerdings ganz heiß.

Die Lodge selber zielt auf ein Publikum mit niedrigem Budget. „An luxuriöser Ausstattung und entsprechenden Gästen waren wir nie interessiert“, so Jones. „Es waren auch zuerst die Touristen, die für die Einheimischen spenden wollten“, erinnert sich Mick Jones. „Wir haben das nur organisiert und dann den Trust gegründet.“

Nur in dieser ungefärbten Wirklichkeit fühlt er sich wohl. Wenn er sich abends zurücklehnt, brummt er ein bestätigendes „Yaah“, das er gern mit einem Schluck seines geschätzten Feierabend-Bieres runterspült. Er ist ein Typ mit Ecken und Kanten, mit einer erfrischenden Leichtigkeit und Ehrlichkeit. Manchmal sprudelt seine Direktheit aus ihm heraus wie das Wasser aus den vielen Bächen in den Bergen. Dann lächelt er verschmitzt den deutschen Journalisten an, bis sich die Brille ein wenig auf der Nase verschiebt,

und gibt unumwunden zu: „Die Deutschen, die sind mir hin und wieder zu stur. Die haben häufig den geringsten Humor. Allerdings“, so räumt er ein, „sind sie sehr zuverlässig.“

Auch über andere Nationen und Mentalitäten könnte er lange Geschichten erzählen. Über Holländer und Südafrikaner, Briten, Franzosen, Italiener und US-Amerikaner, die täglich bei ihm ein- und ausgehen. Ein Ethnologe aus Zufall.

Ihn selbst hat die Ferne nie gereizt. „Auf keinen Fall könnte ich in einer Stadt leben.“ Seine enge Beziehung zur Lodge hat schließlich auch seine Ehe scheitern lassen. Di Jones zog ins drei Stunden entfernte Bloemfontein, um die wachsenden Aufgaben in Marketing und Verwaltung des Betriebes zu koordinieren. „Es wundert mich im Nachhinein, dass es 20 Jahre lang gut gegangen ist“, erklärt der Mittfünfziger.

Eigene Wünsche hat Jones, der in einem Campinganhänger wohnt, nur zwei: Zum einen, dass er die Lodge in fünf, zehn Jahren an jemanden übergeben kann, dem sie ähnlich ans Herz gewachsen ist wie ihm. Seine Tochter Debbie und andere kompetente Mitarbeiter bieten sich an. Und seinen letzten Willen kennt er auch schon: „Wenn es mit mir zu Ende geht, sollen sie mich bitte hier auf dem Gelände begraben. In irgendeiner Ecke.“

3.3 Bildung als Beschäftigungstherapie

Die Antwort kommt schneller und deutlicher als erwartet: „Wenn es die Stiftung nicht gäbe, wäre hier auch keine Schule.“ Isaac Letsosa (31), Palesa Kotelo (26) und Itumeleng Mahapi (23) erstatten einen ernüchternden Bericht über ihre Arbeit in der High School von Malealea.

Mit zwei weiteren Lehrern kümmern sie sich um 91 Mädchen und Jungen, bei denen nicht alleine die Leistung über die Schulkarriere entschieden hat. Bis auf fünfzehn Ausnahmen sponsert der Malealea Development Trust ihre Schulgebühren, etwa 125 Euro pro Jahr, bevorzugt an Kinder aus extrem armen Familien oder (Aids-) Waisen. Hinzu kommen noch 25 Euro für Bücher. Ein Vermögen, das sich nur die Wenigsten leisten können. Und ein Vergnügen, das zumindest vordergründig kein nennenswertes Ziel hat. „Nach drei Jahren hier bekommen die erfolgreichen Schüler ein Junior Certificate. Um ein Senior Certificate zu bekommen, müssten sie wegziehen.“ Unerreichbare 25 Kilometer weit liegt die Hochschulreife entfernt. Selbst mit einer Förderung für Schulgebühren würde das Geld für Essen und Unterkunft noch fehlen.

Also bleiben die jungen Menschen, im Schnitt zwischen 14 und 20 Jahre alt, in ihrem perspektivlosen Tal. Mit oder ohne Schulabschluss. Arbeit

gibt es sowieso nicht. Worin also liegt der Sinn dieser Schule? „Die Ausbildung ist sinnvoll, damit sie mit der neuen Zeit besser klar kommen als ihre Eltern und Großeltern“, hebt Lehrerin Itumeleng Mahapi hervor. Damit der Lerninhalt ankommt, ist ein Schlag auf den Handrücken ein erprobtes Mittel. So sollen die Schüler Disziplin und Konzentration lernen. „Und die Schule hilft ihnen, damit sie nicht kriminell oder schon mit 14 schwanger werden.“

Letzteres sei leider keine Seltenheit. Mit Pech fangen sich die Schüler auch schon im Teenager-Alter das HI-Virus ein. Verhindern wollen die Lehrer das mit gelegentlichem Aufklärungsunterricht. Auch ein mobiles Berater-Team schaut regelmäßig in die Klassen hinein. Der Gefahr aus dem Weg zu gehen durch Abstinenz? An den Erfolg dieses Weges glauben die drei Lehrkräfte nicht. In der großen roten AIDS-Schleife, die eines der durch Spenden errichteten Gebäude ziert, steht denn auch: „Love safely“.

So sachlich und deprimierend fällt auch der Bericht über diese Generation aus. Ihre Schulbildung wird nur wenigen dabei helfen, große Sprünge zu machen oder Träume auszuleben. Den Meisten wird auch ihr Wissen kaum etwas nützen. Arbeit, Wohlstand, eine sichere Zukunft, das sind drei Pfeiler eines Luftschlosses, das unerreichbar fern am Himmel des Königreichs blitzt. Da können auch die Lehrer Isaac, Palesa und Itumeleng den gesponserten Schülern nicht helfen.

3.4 „Die Lodge kann nicht für alle aufkommen“

Der kleine Mann mit dem schmucken Bärtchen prägt das Gesicht von Malealea wie wenige andere. Tello Moeketsi organisiert alle Ausflüge für die Gäste, ob zu Pferd oder auf Schusters Rappen, und auch sonst ist der 45-Jährige stets präsent. Er ist das Mädchen für Alles. Da er seine Heimat so gut kennt wie kaum ein anderer, hat sein Wort auch im Malealea Development Trust Gewicht.

JK: Was hat sich in den vergangenen 20 Jahren in Malealea verändert?

TM: Die natürlichen Ressourcen sind erheblich zurückgegangen. Ein großer Teil des Graslandes ist durch die Erosionen nach heftigen Regenfällen weggespült worden. Das Land erholt sich nicht mehr von den intensiven Ernten. Heute ist die Agrarwirtschaft reine Subsistenzwirtschaft und Broterwerb. Bis in die Mitte der 90er Jahre hinein gab es vor allem das Einkommen, dass die Arbeiter aus den Minen Südafrikas nach Hause brachten. Diese Haupteinnahme ist weggebrochen.

JK: Wie hat sich dies direkt ausgewirkt?

- TM: Früher gab es regen Handel hier. Malealea lag zentral für die Gegend hier und hat zahlreiche Dörfer versorgt.
- JK: Ist die intensive Landwirtschaft auch dem Bevölkerungsdruck geschuldet?
- TM: Ja, viele Leute haben Hütten auf vorheriges Ackerland gebaut, oder dort, wo Gärten waren. Es gibt mehr Dörfer, und weniger Platz zum Wohnen und Anbauen. Das hat zu dieser wilden Ansiedlung geführt, ohne Straßen, ohne Struktur. Das kostet viel brauchbares Land.
- JK: Wie hat sich das Leben durch den Tourismus verändert?
- TM: Tourismus ist nach und nach hinzugekommen. Aber viele haben ihren Fokus darauf ausgerichtet, weil es keine andere Arbeit gibt. Nur kann die Lodge nicht für alle hier im Tal aufkommen. Der Lohn der Arbeiter könnte vor Ort vervielfacht werden, aber es gibt keinen Handel. Zumindest können sich einige Dünger leisten, und einige Kinder können zur High School geschickt werden.
- JK: Das ist doch positiv.
- TM: Ja, sehr. Zudem gibt es verschiedene Projekte, wie Gemüseanbau, Wasserversorgung, Straßenbau. Durch das Geld aus dem Tourismus konnten wir auch Werkzeuge besorgen, die wir ausleihen. Da werden wir sehr unterstützt.
- JK: Worin besteht das Problem mit dem Tourismus?
- TM: Es ist die einzige Einnahmequelle hier, und die reicht nicht für die gesamte Bevölkerung, nicht einmal für die Hälfte. Die Jungen aus den Dörfern streiten sich vor dem Eingang zur Lodge, wer die nächste Touristengruppe führen darf. Die Erwartungshaltung kann nicht befriedigt werden, und das wirkt sich negativ aus.
- JK: Schwänzen die Kinder die Schule?
- TM: Ja, manche. Und sie helfen auch nicht mehr in ihren Familien, im Garten oder beim Vieh hüten, wie es früher üblich war. Das machen sie nur noch, wenn sie Geld dafür bekommen. Dies zeigt die allgemeine Abhängigkeit vom Tourismus, und eine Verschiebung in Kultur und Tradition.
- JK: Was ist Ihr Eindruck, weshalb die Touristen herkommen?
- TM: Die meisten finden, dass dieser Ort noch ursprünglich ist, natürlich. Und sie kommen her, weil es so anders ist als in den Städten. Die Landschaft ist nicht versaut, und die Luft ist rein. Die Leute finden Frieden hier. Und vor allem die Europäer finden die Bergwelt faszinierend.
- JK: Was gefällt ihnen nicht?
- TM: Einige stören sich daran, wenn sie von Kindern angesprochen, angebettelt werden. Aber andere wiederum freuen sich darüber.

- JK: Was ist das größte gesellschaftliche Problem in Malealea?
- TM: Es gibt kaum Einkommen. Und das Ackerland ist nicht sehr fruchtbar. Die Leute versuchen es mit ein wenig Ackerbau hier und ein wenig Viehzucht dort, in der Hoffnung, dass eines funktioniert. Vieles erscheint verzweifelt.
- JK: Ist das Wissen zu gering?
- TM: Die Bildung ist sehr gering hier.
- JK: Ist bessere Bildung der aussichtsreichste Weg, um die Schwierigkeiten anzugehen?
- TM: Wir haben im Trust ein Sponsoren-Programm für Schüler. Das ist eine realistische Unterstützung. Auch wenn die Qualität der Ausbildung leider nicht sehr gut ist. Und der Trust selber ist abhängig von Spendengeldern und daher limitiert. Wir können nicht die Ausbildung bis zur Hochschulreife zahlen. Aber immer noch besser als nichts!
- JK: Was muss sich in der Bildungspolitik ändern?
- TM: Wenn ich in der Regierung wäre, sollten Orte wie dieser Ausbildung im Tertiärbereich anbieten können. Alle Hochschulen sind in Maseru oder in der Umgebung von Maseru.
- JK: Wie lautet Ihr Fazit in Bezug auf den Malealea Development Trust, nach vier Jahren?
- TM: Wir kämpfen immer noch. Weil wir von unberechenbaren Quellen abhängig sind, können wir kein Budget aufstellen. Wir kalkulieren mit dem Prinzip Hoffnung, haben aber auch einiges erreicht. Wir haben die Grundschule mit neuen Klassenräumen ausgestattet, einen Vorschulkindergarten errichtet, Elektrizität an der High School aufgebaut und die Räume dort verbessert, eine Bibliothek eingerichtet, die per Esel auch mobil ist und den Grundschulern zur Verfügung steht. Für jeden Schritt mussten wir sehr hart arbeiten. Wir haben eine Beratung für HIV und Aids eingerichtet, die nun weitere einzelne Gruppen in den Dörfern gestartet haben.
- JK: Das ist doch eine ganze Menge, in vier Jahren...
- TM: Ja, im Vergleich zu der kurzen Zeit haben wir viel geschafft. Aber im Vergleich zu dem was nötig wäre, noch lange nicht genug.
- JK: Glauben Sie, dass Tourismus Lesotho weiterhelfen kann?
- TM: Im Moment sieht es so aus, ja. Aber ich denke, dass dieses nicht lange genug anhält. Solange der südafrikanische Rand schwach bleibt, wird Tourismus hier gut funktionieren. Wenn die Währung anzieht, wird es Probleme geben. Politische Stabilität im Land ist auch wichtig. Als es hier in Lesotho 1998 Unruhen gab, kamen fast drei Monate lang keine Touristen. Wir sollten uns nicht in eine Abhängigkeit begeben. Tourismus ist ein schnelllebiges Geschäft, das wir nicht steuern können.

3.5 Mit bunten Stiften gegen den unsichtbaren Virus

Bunte Stifte machen die Runde. Auf einem großen Bogen Papier entstehen nach und nach Orte, Wege, Strichmännchen und Berge, in schwarz, braun, blau, grün. Zum Schluss kommt der rote Stift. Er verzeichnet auf der Karte große und kleine Aids-Schleifen, je nach Prävalenz in dem jeweiligen Dorf.

Bald haftet an jedem Ort im Tal der rote Vermerk für das tödliche HI-Virus. Aber so ernst das Thema auch sein mag: Die Arbeitsgruppe scheint die fröhlichste zu sein, die es bei dieser Materie geben kann. Ein, zwei Worte hier, ein Satz von Gegenüber als Antwort, und schon schallt kräftiges Lachen durch die große Wellblechhütte. Von der bedrückenden, beschämten Stimmung, die sonst in Afrika häufig vorherrscht, sobald Sexualität zum Gesprächsgegenstand wird, ist nichts zu spüren. Die zwanzig Basotho, die freiwillig oder als gewählte Vertreter ihrer Dorfgemeinschaft hierher gekommen sind, gehen derart unverkrampft mit HIV/Aids um, das es wie eine Befreiung wirkt. Die meisten von ihnen sind Frauen, wie so häufig, wenn es darum geht, die Initiative zu ergreifen.

„Einige von ihnen arbeiten auch hier im Handicraft-Centre und verkaufen selbstgemachten Schmuck, Mitbringsel und Andenken“, sagt Moso Ranoosi. Er war vor zwei Wochen zu einer Fortbildung nach Kapstadt gereist und will seine neuesten Erkenntnisse zur Aids-Aufklärung sofort an seine Kolleginnen weitergeben. Die entspannte Atmosphäre erklärt er mit deren Eigeninteresse: „Sie sagen, dass endlich etwas passieren muss, sie wollen helfen, damit wir das Virus stoppen können.“

Im Arbeitskreis wird reflektiert und nachgedacht. Daraus entstehen Pläne, die in Handlungen umgesetzt werden. Dann beginnt das Spiel von vorne. So wird der Erfolg einzelner Aktionen kritisch beäugt, und soziale, kulturelle und kommunikative Sondersituationen finden ihren Niederschlag in den nächsten Aufgaben. Deutlich tritt vor Augen, wie der Menschenfresser Aids das gesamte Leben in der Kommune aushöhlt. Die Männer im besten Arbeitsalter fehlen für Ackerbau und Viehzucht. Zerrüttete Familienverhältnisse, häusliche Gewalt gegenüber Frauen und Kindern, schmutziges Trinkwasser, Alkoholismus: eine fürchterliche Liste von Folgeerscheinungen.

Ein lebendes Beispiel für den Effekt der Aufklärungsarbeit sieht mir Sekunden später unumwunden und selbstbewusst in die Augen: Manakole Senyeko ist HIV positiv. Sie hat sich in der Öffentlichkeit dazu bekannt und damit den Kampf gegen das soziale Stigma angetreten, das für viele infizierte Menschen noch schlimmer wiegt als die Krankheit selber. Ihre Offenheit schlägt meine Unsicherheit. Was die 45-Jährige zu sagen hat, ist ein Exempel und ungefärbter Einblick in einen aufgeklärten Umgang mit HIV/Aids.

„Hier in der Gesprächsgruppe habe ich viel gelernt, und das Wissen wollte ich weiter geben. Nachdem ich meinen Status erfahren und öffentlich gemacht habe, glaubten mir die Leute in meinem Dorf zunächst nicht, dass ich positiv bin. Einige glauben es immer noch nicht, weil ich ja noch nicht krank bin. Daraufhin habe ich beschlossen, ihnen so viel wie möglich beizubringen, und ich habe sie auch ermutigt, sich testen zu lassen. Bei vielen kann ich schon die Symptome erkennen, und ich versuche, sie von einem Test zu überzeugen, damit sie ihre Situation besser verstehen und damit umgehen können. Ich zeige ihnen, wie sie sich gesund ernähren können, auch in einem armen Land wie Lesotho. Es gibt immer irgendein Gemüse.“

Neben den eigenen Sorgen ringt Manakole vor allem mit dem Unwissen in ihrer Umgebung: „Am wenigsten verstehen die Nachbarn, dass ich fröhlich bin und bleibe, und wann immer möglich mit den Kindern spiele. Mir hilft das positive Denken, und durch das Herumlaufen bleibt mein Körper fit. Ich rauche nicht und trinke keinen Alkohol. Zum Glück werde ich nicht mehr diskriminiert. ARVs (Anti-Retro-Virale Medikamente zur Aids-Bekämpfung, Anm. d. V.) nehme ich noch nicht, hoffentlich bekomme ich gegebenenfalls welche von der Regierung.“

Ihre Mitteilung an alle gefährdeten Mitmenschen lautet: „Wir müssen die Angst aus den Köpfen der Leute vertreiben, sie aufklären. Sie sollen sich testen lassen. HIV-positiv zu sein ist an sich noch keine fatale, tödliche Krankheit. Wenn man es akzeptiert und stark ist, kann man ein gutes Leben führen. Ich lebe sehr bewusst, und ich will kämpfen. Wenn ich mit den Kindern zusammen bin oder mit meiner Familie rede, gibt mir das ständig neue Energie.“

Mit diesem Wissen und derartiger Charakterstärke kann das südliche Afrika die übermächtige Pandemie besiegen. Besonders gut scheint dies zu gelingen, wenn der verdammenden Krankheit mit bunten Stiften ein Strich durch die Rechnung gemacht wird.

4. Drakensberge

Landschaftlich am Schönsten ist Lesotho im Osten. Aus mehr als 3.000 Metern Höhe fällt das Malotigebirge steil ab in die Ebene. Ukhahlamba (Speerwall) oder Drakensberge nennen die Afrikaner die Gipfelkette. Während unten die Südafrikaner erfolgreich Urlauber hofieren und zur Kasse bitten, geht Lesotho leer aus. Das soll sich ändern. Aber nicht alle sehen die Entwicklung positiv.

4.1 Ein Kurvenstar wird zur Legende

Ein Kurvenstar erregt die Gemüter und spaltet die Öffentlichkeit. Von weit unten aus der Ebene Natal's bis oben hinauf an die höchsten Punkte des südlichen Afrika schlängelt sich der Sani Pass durch Felsmassiv und unwegiges Gelände. Unten ist Südafrika, oben Lesotho. Zunächst bedächtig, dann steil, und schließlich tollkühn ansteigend schraubt sich die Passstraße dem Himmel entgegen. Auf ihren letzten acht Kilometern trägt sie den Besucher mehr als 1.000 Meter hinauf, über Bodenrippen, Kompressionen, Stock und Stein. Den Atem rauben die finalen 14 Kurven, jede gewunden wie eine Haarnadel, wenn es nur noch im Zick-Zack-Kurs und Schnecken-tempo voran geht. Oben wartet bei klarem Wetter eine Aussicht bis an die 150 Kilometer entfernte Küste, und auf den erschöpften Wanderer oder Allradfahrer ein kühles Bier und eine stärkende Mahlzeit in der höchst gelegenen Kneipe Afrikas. Das Spektakel auf der Schotterpiste gehört zu den größten Attraktionen der Drakensberge und ist der eindrucksvollste Weg hinauf ins Königreich Lesotho. Einige sehen dieses außergewöhnliche Relikt aus Pionierzeiten in Gefahr. Der bedrohliche Plan: Der Kurvenstar soll geteert werden.

Die Geschichten, die diese Straße erzählt, füllen Bücher. Sie berichten von den letzten Buschmännern, die hier lebten, und von den Anfängen des Basotholandes oben in den Bergen. Pioniere, die der widrigen Witterung und dem kargen Leben trotzten, entwickelten den Warentausch und Handel zwischen weißen Siedlern und den einheimischen Basotho. Aus den Tälern des heutigen Distrikts Mokhotlong brachten Esel und Ochsen Wolle, Mohair oder Bohnen über gefährliche Trampelpfade, auf dem Rückweg transportierten sie Lebensmittel und Gegenstände, die das Leben der Hochländer erleichterten. Zahlreiche Opfer an Mensch und Tier forderte der einzige querbare Übergang zwischen dem Osten Lesothos und der heutigen südafrikanischen Provinz KwaZulu-Natal. Erst nach dem Ende des zweiten Weltkriegs, 1948, bezwang das erste Auto den Pass: Der Jeep von Godfrey Edmond musste mehr um die Kurven geschoben und gezogen werden, als dass der Wagen den Anstieg mit Motorkraft bewältigen konnte. Ein weiteres Jahrzehnt verging, bis eine Straße entstand, die den Namen verdiente.

Heute sieht dies anders aus. Tagesausflügler können zwischen Jeeps und Quads wählen und als Passagier oder Selbstfahrer den Pass erklimmen, oben pausieren und wieder zurück rumpeln. Bis zu 30.000 Besucher sind es pro Jahr. Für die zahlreichen Touranbieter am Fuß der Drakensberge ist der ungeteerte Pass die zentrale Einnahmequelle, und für die Fahrer der Allradwagen Lohn und Brot. Mehrere Hotels, Backpacker und Bed & Breakfast-Betriebe hängen mehr oder weniger unmittelbar von der Hauptattraktion dieses

Teils der Berge ab. Sie fürchten um ihr Privileg, sollte die Straße tatsächlich bis zur Spitze geteert werden. Dann könnten Touristen in ihren eigenen PKW den gezähmten Pass bezwingen, und sie stünden ohne Zukunft da.

Angeblich stehen 160 Millionen Rand (etwa 18 Mio. Euro) zur Verfügung, um schwarzen Teer über die sandbraune Piste zu gießen. Im ersten Bauabschnitt werden die ersten 14 flachen Kilometer der Straße geteert. An dieser Stelle entsteht dann eine modernisierte Grenzstation der Südafrikaner. Bis 2009 sollen in der finalen dritten Phase die letzten acht Kilometer zur Passhöhe gebaut werden. Da die Finanzierung noch nicht bis ins Detail geklärt ist, herrscht bei den Besitzstandswahrern weiterhin Zweckoptimismus. „Jetzt ist der Sani Pass einzigartig. Warum sollte dies aufgegeben werden für die vage Aussicht, dass auf einer geteerten Straße mehr Betrieb herrscht? Ich will die Straße so behalten, wie sie ist“, spricht Russell Suchet aus, was viele der etablierten Anbieter im Fremdenverkehr denken. Seine Lodge am Fuße des Passes floriert, gerade wegen der widerspenstigen Umgebung. Sein Kollege Charlie Major pflichtet ihm bei. 6.000 Gäste habe er im letzten Jahr hinauf gefahren, 80 Prozent davon seien Ausländer gewesen: „Der Schlüssel zum Erfolg des Tourismus hier ist diese schreckliche, schmerzhafteste Passstraße.“ Auch an die Umwelt wird gedacht, schließlich liefert die Schlucht des Umkomazi-Flusses von der Spitze bis in die Ebene unterschiedlichste Klimastufen. Flora und Fauna sind ein Prunkstück für Ökologen. „Ich hoffe sehr, dass der Einfluss auf den Lebensraum von Pflanzen und Tieren in der angekündigten Studie objektiv eingeschätzt wird“, sagt Suchet. Der Naturliebhaber hat das einzige brauchbare Handbuch für Reisende in Lesotho geschrieben. Aus eigener Erfahrung, kaum ein Außenstehender kennt das Land besser als er.

Ein Blick auf die touristische Landkarte des Passes und seiner Umgebung zeigt erbarmungslos die Differenzen in der Entwicklungsstufe: Auf südafrikanischer Seite finden sich Angebote in allen Preiskategorien von spartanischen Hütten bis hin zu Fünf-Sterne-Hotels mit Golfanlagen. Hinter der Grenze blickt das vorzügliche Sani Top Chalet ins Tal hinunter, aber auch die selbsternannte höchste Kneipe Afrikas wird von Jonathan Aldous von der Republik aus betrieben. Vom eigentlichen Ziel des Passes, der schließlich nach Lesotho hinauf führt, sehen die wenigsten Touristen etwas, geschweige denn, dass sie hier länger blieben. 30 Kilometer ins Landesinnere hinein, auf fast 3.000 Metern Höhe, betreibt Thabiso Nkune eine kleine Unterkunft. Mit einer Teerstraße an seiner Haustür vorbei steigen die Chancen auf das große Geschäft. „Zwanzig Rondavels“, also Platz für bis zu 100 Gäste will er schaffen. Bislang hängt er mehr oder weniger von den Touren ab, die Russell Suchet zu seinem Ort hinaufführt. Das ist ein Teil des Ökotourismus, der verantwortungsbewussten Touristen wahre Einblicke in die

Kultur Lesothos verspricht und auch ermöglicht. „Wenn Thabisos Lodge so groß wird, werde ich einen neuen Partner suchen“, so Suchet. Die Abgeschiedenheit und das Erleben von Einsamkeit und Frieden vertragen sich nicht mit Massentourismus in einer Gegend die so unberührt ist, dass einige Berge noch nicht einmal benannt sind.

„Die Leute kommen den Pass hoch, und wir werden ihnen dann im Landesinneren vielschichtige Angebote machen, von kleinem Lokaltourismus entlang der Straße bis hinunter zum Sehlabathebe Nationalpark, den wir als unser Kleinod vermarkten werden“, erläutert Chaba Mokuku. Als Koordinator des Maloti-Drakensberg-Transfrontier-Projektes arbeitet er darauf hin, dass neben Schutz und Erhaltung der Natur Touristen ins Land kommen und die Gemeinden der Basotho davon ordentlich profitieren. Erreichbar ist dies in seinen Augen nur, wenn Touristen mit normalen Fahrzeugen in die Maloti-Berge hinauffahren können. Schon gibt es Pläne für ein großes Skiresort am Fuße des Black-Mountain-Passes, 20 Kilometer hinter der Sani-Ebene. Ideen, Visionen, bei denen Jonathan Aldous den Kopf schüttelt. Als Betreiber des Top Chalets auf knapp 3.000 Metern warnt er zuerst vor den Unwägbarkeiten des Wetters. „Es regnet, schneit, hagelt, dann ist es neblig. Und selbst auf einer Teerstraße wäre es immer noch kostspielig und ein mittelschweres Unterfangen, Lebensmittel, Sprit für die Stromgeneratoren und anderes mehr dorthin zu transportieren.“ Als Reiseroute von Maseru nach Durban eigne sich der Pass schon gar nicht. Außen herum benötige man sechs Stunden, quer durch Lesotho, über mehrere weit über 2.000 Meter hohe Pässe, mindestens das Doppelte. Aldous: „Welche Touristen haben so viel Zeit?“

„Erst in einigen Jahren werden wir sehen, ob das ökologische und ökonomische Ergebnis diese Maßnahme rechtfertigt“, fügt sich Russell Suchet. Agieren statt Lamentieren heißt die Devise für alle Tourismus-Anbieter. Verlierer und Gewinner werden sich erst später heraus kristallisieren. Zurzeit ist der Sani Pass noch ein befahrbarer Mythos. Schon bald könnte der Kurvenstar eine Legende sein.

4.2. Aus dem Tagebuch: Der Pioniergeist im Taumel

Und dann waren es nur noch wir zwei, mein Rucksack und ich. Nach zwei Tagen am Sani Pass mit vielen Interviews bin ich wieder auf Reisen. Anhalter eins, Mitfahrgelegenheit zwei, und nach drei Stunden war ich am ersten Etappenziel: Bushman's Nek. Das ist eine Grenze. Die Betonung liegt auf eine, denn die Südafrikaner stempeln hier ein „Exit“ in den Reisepass. Hinter dem Grenzzaun gibt es allerdings keine Kontrolle von lesothischer Seite.

Hier eine Straße, dort ein Trampelpfad. Hinaus in die Wildnis. Hinein in den Sehlabathebe National Park.

Mein Ziel: Eine Lodge im Park, nach meinen Informationen etwa zehn Kilometer entfernt. Zu Fuß vier bis fünf Stunden, wegen des schwierigen Geländes und den steilen Anstiegen, so hatte ich mir sagen lassen. Also Nacken und Gesicht mit Sonnenschutz eincremen, Hut auf, los geht's. Zum wiederholten Male ärgere ich mich über meinen schweren Rucksack und mache mich auf den Weg. Was auch immer in den ersten zwei Stunden passiert ist, auf dem richtigen Pfad bin ich nicht gelandet. Es ging ständig bergauf, und vorangekommen bin ich wenig. Meine Landkarte hat da auch nicht viel geholfen – sie sei der postfäkalen Hygiene anvertraut.

Nicht im Stich gelassen hat mich mein Orientierungssinn. Also, immer der Nase nach. Besonders effektiv war das allerdings nicht, auch wenn die Richtung stimmte. Schließlich war eine Entscheidung fällig. Noch eineinhalb Stunden bis zum Sonnenuntergang. Weitergehen? Zurück? Hier bleiben? Ich lasse meinen Rucksack stehen und erkunde die nähere Umgebung. Der richtige Weg geht zur Linken steil den Berg hoch, sehr steil. Puh, ich bin schon müde! Geradeaus ist auch nicht verkehrt. Aber die Schlucht ist buschig, dicht bewachsen. Da will ich nicht durch! Also zurück? Mein Stolz wackelt, der übermütige Pioniergeist gerät ins Taumeln. Ankommen werde ich nicht mehr, dafür ist es noch zu weit. Ob ich mir einen Unterschlupf suchen soll?

Nach kurzer Suche finde ich eine kleine Höhle, die offenbar zuletzt ein Schafhirte benutzt hat. Oder etwa diese nächtlichen „Grenzgänger“, die Marihuana nach Südafrika herunter tragen und auf dem Rückweg Vieh „mitnehmen“? Klein, aber trocken und windgeschützt ist die Felsspalte. Es riecht ein wenig nach Schaf, aber egal. Mein Kopf sagt: „Bleib hier, kuschele dich in den Schlafsack, und morgen geht's weiter.“ Mein Bauch sagt: „Bist du wahnsinnig? Mitten in der afrikanischen Wildnis, allein?“

Der Verstand gewinnt. Ein kurzes Abendessen, bestehend aus zwei Bananen und einer Orange, dazu ein Liter frisches Quellwasser. Viertel nach sechs, es ist fast dunkel. Was machen? Taschenlampe an, lesen. Danach endlose Gedanken. Angst und Unruhe, Abenteuerlust, Faszination. Ich höre den Wasserfall rauschen. Einige Vögel zwitschern noch. Ein Schakal bellt. Stimmen? Nein, Einbildung!

Nach der anstrengenden Wanderung bin ich müde genug, bald einzunicken. Keine gute Nacht, aber auch keine schlechte. Um viertel vor sechs am nächsten Morgen bin ich putzmunter. Die Sonne geht auf. Der Mond steht noch in Fülle über der Felsformation Baroa-oa-Baroa (Drei Buschmänner). Kleines Frühstück, und dann los. War doch gar nicht so schlecht, die Nacht im Freien!

Vier weitere Stunden bemühe ich mich, die Unterkunft zu finden. Irgendwo zu Füßen dieser Berge muss sie doch sein, das habe ich doch auf den Bildern gesehen, und so steht es auf der Karte. Vergebens! Dann muss ich mich zur Vernunft zwingen und die norwegische Bergwanderregel Nummer 8 beherzigen: „Wende rechtzeitig. Es ist keine Schande, solange du früh genug umkehrst.“ Also zurück zur Grenze. Es hat sich nicht wie Aufgeben angefühlt. Meine Karte hat mich im Stich gelassen, und meine Angaben waren zu ungenau. Später erfahre ich, dass die Lodge auf der anderen Seite der Bergkette war... So bin ich nicht ans Ziel gekommen. Aber der Weg und die Nacht im Freien waren eines der spannendsten und prägendsten Erlebnisse in Lesotho.

Danke, Helga!

Sekunden wie Ewigkeiten. Die Nackenhaare sträuben sich, die Knie zittern. Ich starre gebannt auf das Gegenüber. Helga habe ich sie getauft. Gerade noch war ich abgelenkt, streunte durch den Sehlabathebe Nationalpark. Faszinierende Felsformationen, weites hügeliges Land. In der Ferne, schon in Südafrika, ballen sich Wolken, ziehen als Nebel herauf. Das Wetter ändert sich. Vorbei ist es mit den wärmenden Strahlen. Sobald die Sonne verdeckt ist, wird es kalt. Irgendetwas klimpert in meiner Hosentasche, ich schaue nach. Hat da etwas gefaucht? Im Augenwinkel richtet sich plötzlich etwas auf. Ist es...? Schock. Sprung. Not. Das muss eine Kobra sein. Klar erkenne ich den spürenden Kopf, 30 Zentimeter über dem Boden. Das Tier versucht mich einzuordnen. Ihr Hals ist platt und angespannt. Mein Gott, diese Kobra ist extrem giftig! Die Situation ist wie eingefroren. Drei Meter trennen uns. Dort eine Giftschlange, die überlegt, ob ich ihr gefährlich werden kann, oder ob sie mich fressen könnte. Hier ich, mit schocksteifen Knien, gebanntem Blick, angstvoll, panisch. Ich habe extreme Angst vor Schlangen – gehabt!

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen ist. Vermutlich nur Sekunden. Dann beschließt die Schlange, dass ich ein zu großes Frühstück wäre und sie sich auch nicht verteidigen muss. In aller Ruhe senkt sie ihren Kopf, und schlängelt davon. Noch einmal sieht sie sich um, kontrolliert, ob ich folge. Dann verschwindet sie im hohen Gras. Ich zücke meine Kamera. Klick, klick, klick. Drei Beweisfotos, von meinem kurzen Tête-à-tête mit „Helga“, der ausgewachsenen schwarznackigen Kobra. Ich war gewarnt, und ich war vorsichtig. Ich habe Glück gehabt, dass sie mich nicht gebissen hat. Und ich habe eine 26-jährige Phobie in einer Konfrontationssituation überwunden.

Danke, Helga!

4.3 Schwieriges Schmuckstück

Ursprünglicher und natürlicher als der Sehlabathebe National Park ist kein anderer Ort in Lesotho. Exemplarisch ist auch, dass selbst das nächste Provinznest mehr als drei Stunden entfernt liegt, mit einer Fahrt über Übelkeit erregende Sandpisten und durch gottverlassene Täler. Sehlabathebes Reiz ist sein Problem: Das schönste und größte Naturschutzgebiet des Landes ist schwer zugänglich und für Touristen beinahe unerreichbar. Vielleicht war es gerade die ungestörte Einsamkeit, die Premierminister Leabua Jonathan vor drei Jahrzehnten dazu bewog, sich dort eine kleine Lodge einzurichten und in den klaren Bächen seine Angel auszuwerfen. Geblieben ist ein Flecken Erde, der jedem Eremiten heilig wäre. Mehr Einsamkeit ist kaum vorstellbar, selbst im südlichen Afrika.

Von Jonathans Ära ist die nach ihm benannte Lodge übrig geblieben, deren ehemaliger Luxus zwar allmählich abblättert, doch deren Charme noch frisch ist.

Um das „Kleinod“, „Schmuckstück“ oder „unentdeckte Juwel“ aufzuwerten, muss mehr getan werden. Die Arbeit daran hat schon begonnen. Mit Regierungsmitteln werden ein Besucherzentrum und eine Wetterstation gebaut. Das Geld dafür kommt aus internationalen Fördermitteln, die Erwartungen schießen in die Höhe. Bei diesem Projekt öffnet das zentral regierende Ministerium auch den Weg für private Unternehmer: Ein Teil des Reservates steht Investoren offen, die ein Luxus-Resort etablieren sollen. Bei Retselisitsoe Theko von der Geschäftskammer Mohloli (Quelle) leuchten die Augen ob dieser großartigen Chance. „Ich glaube, dass der Luxusmarkt von vier, fünf Sternen gut zu Lesotho passt. Wir können diesen Markt erschließen, mit Wellness und Erholung.“ Den Mangel an Kommunikation zur Außenwelt sieht der Finanzberater positiv, und auch aus der miesen Infrastruktur will er einen Verkaufsschlager machen: „Kein Telefon, kein E-Mail, da wird aus dem Nachteil ein Vorteil. Und von Maseru ist es per Helikopter nur eine Stunde.“ Trotz vergleichsweise überschaubarer Reize – Sehlabathebe bietet Ruhe und Frieden, Felsformationen und Paviane – hängt Theko an der unrealistischen Annahme, selbst einen Vergleich mit dem Okavango-Delta in Botswana nicht scheuen zu müssen. Das Geld für solch kostspieligen Ökotourismus sei seiner Meinung nach vorhanden, sowohl in Übersee als auch in Südafrika. Es läge an Lesotho, die Quellen auszuschöpfen.

Erschließen möchte Chaba Mokuku den Markt von der südafrikanischen Seite her. Mit besagter Straße vom Sani Pass wird der Weg nach Sehlabathebe leichter zu bewältigen sein. Er hofft auf private Investoren im Park und lokale Initiativen auf dem Weg dorthin. „Bislang waren wir dort nicht wirklich operativ tätig. Jetzt wollen wir das Potential endlich nutzen“, sagt

Mokuku. Als Teil eines grenzübergreifenden Reservats soll es gemeinsam gemanagt werden mit dem boomenden Ukhahlamba-Nationalpark auf der südafrikanischen Seite. Daraus bezieht Mokuku seinen Optimismus: „Die Leute wollen immer wissen `Wie sieht es dort oben aus, was ist da?`. Das können wir ihnen jetzt zeigen.“ Ein Meilenstein kann erreicht werden, wenn sich die Pläne mit der Ausweisung des UNESCO-Weltkulturerbes auf Lesotho erfolgreich realisieren lassen.

4.4 „Weltkulturerbe, Tourismus, Jobs“

Chaba Mokuku leitet als Koordinator seit 2003 die lesothische Seite des grenzübergreifenden Entwicklungsprojektes Maloti-Drakensberg (MDTP). Gesponsert mit Geld vom Global Environment Fund (GEF) soll ein Schutzgebiet entstehen, dass sowohl dem Erhalt der Ressourcen und der Artenvielfalt der gemeinsamen Bergregion dient als auch einer signifikanten Verbesserung der Lebenssituation der lokalen Bevölkerung, vor allem durch wachsenden Tourismus.

JK: Was ist der aktuelle Stand für das Maloti-Drakensberg Transfronter-Projekt?

CM: Wir haben Komponenten für eine übergreifende Strategie identifiziert, uns aber bisher nicht auf einen großen Rahmen und konkrete strategische Ziele einigen können. Daher kann das Projekt noch nicht so in Aktion treten, wie ich mir das gewünscht hätte für die nächsten fünf Jahre.

JK: Was haben Sie bisher erreicht?

CM: Als ich anfang, war ich allein hier. Wir haben nun in beiden Ländern Experten eingebunden, die dem Projekt wissenschaftliche und handwerkliche Qualität verleihen.

JK: Wie erreichen Sie die lokale Bevölkerung, die ja nicht zuletzt von der Kooperation profitieren soll?

CM: Wir fördern bereits zahlreiche Dörfer. Die Bauern sind in losen Interessenverbänden organisiert, die Hirten auch, die traditionellen Heiler sind vertreten und vor allem die Häuptlinge. In unseren drei Büros vor Ort kooperieren die Mitarbeiter direkt mit den Menschen, hören sich deren Sorgen und Bedürfnisse an. Sie klären sie über ihre Vorteile auf, die sie aus unserem Projekt ziehen können. Meine Mitarbeiter reiten zur Not auch tagelang zu Dörfern, die im Projektgebiet liegen. Die Einheimischen verinnerlichen das Projekt, machen es zu ihrem Anliegen.

- JK: Was bringen Sie denen bei?
- CM: Wir haben so genannte 'Managed Resource Areas' (Gebiete mit Ressourcenschutz) eingerichtet. Dort erklären wir, wann die richtige Zeit für das Abbrennen des Graslandes ist, wann die Wiesen überweidet sind, und so fort. Wir haben sie für die wichtigen Belange von Umwelt- und Ressourcenschutz sensibilisiert.
- JK: In Lesotho leben rund 200.000 Menschen im Projektgebiet, in Südafrika eine halbe Million. Wie werden diese für wegfallendes Weideland entschädigt? Was bekommen sie zurück?
- CM: Durch das Naturschutzgebiet und möglicherweise eine Ernennung zum UNESCO-Weltkulturerbe kommt Tourismus ins Land, als Nebenprodukt. Es gibt Jobs in Unterküpfen und Informationszentren, Handwerkskunst kann verkauft und Pferde können verliehen werden. Ukhahlamba ist ja bereits Weltkulturerbe.
- JK: Wie wollen Sie Touristen nach Lesotho locken?
- CM: Um offen zu sein: Unser Tourismus befindet sich noch in einem embryonalen Stadium. Lesotho wird nur eine zusätzliche Urlaubsstation für Touristen sein, die im südlichen Afrika unterwegs sind. Aber wir haben ein großes Potential. Die Gegenden um den Sani Pass herum und Sehlabathebe sind unsere Hauptgebiete, und dort können wir direkt den südafrikanischen Markt anzapfen. Die Sani-Passstraße wird ausgebaut, dort wollen wir die Touristen nach Lesotho locken. In Sehlabathebe bauen wir neue Einrichtungen, um dort operativ tätig werden zu können und das Potential zu nutzen. Entlang dieser Strecken können Privatiers investieren, dort sollen lokale Initiativen Ökotourismus anbieten. Dies ergänzt sich.
- JK: Im Moment gibt es Schwierigkeiten, weil vereinzelt Touristen angegriffen wurden und über die Grenze vermehrt Vieh gestohlen worden ist. Wie reagieren Sie darauf?
- CM: Wir implementieren ein übergreifendes Sicherheitskonzept. Das ist die Basis für alles Weitere. Und im Bezug auf Artenschutz, etwa beim Bartgeier oder bei der Spiralaloe (Beide sind bedrohte und geschützte Arten, Anm. d. V.), oder beim gemeinsamen Managementplan für Sehlabathebe arbeiten wir bereits Hand in Hand.
- JK: Wird das Gebiet noch erweitert?
- CM: Das ist schwierig, weil Landbesitz in Lesotho so schwierig zu erreichen ist. Wir werden allerdings die Gegend um die Senqu-Quellen und das Gebiet, das an den südafrikanischen Golden Gate-Park anschließt, zur Konservierung nutzen können. Alle Areale bekommen einen Kern, der komplett geschützt wird, und drum herum wird nachhaltig mit den Ressourcen hausgehalten. Das hilft uns

mehr, und so funktioniert das auch mit dem offiziellen Biosphärenreservat.

JK: Welche Zielgruppen erwarten Sie?

CM: Touristen mit niedrigem Budget, Rucksackreisende, Allrad-Enthusiasten. Leute, die die Natur lieben. Und wir wollen die Wassersport-Möglichkeiten erschließen, zusätzlich zum Wandern und zu den Reittouren.

5. Weitere Tourismusmodelle

Auch Entwicklungshelfer und private Investoren haben die Möglichkeiten des Tourismus entdeckt. Im Norden des Landes und bei den großen Dämmen verwaltet auch die Regierung mehrere Betriebe. Vor allem die offiziellen Stellen sollten sich aber lieber aus dem aktiven Geschäft raushalten. Ansonsten gilt: Gut ist, was den Basotho dient.

5.1 Umwelt schützen, Touristen schröpfen

„Schön, dass ihr da seid“ sagt Häuptling Mpiti Letsie, und dass er „sehr glücklich“ ist. Das breite Grinsen, mit einer Spur Stolz vermischt, lässt keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit zu. „Gleich ist es soweit!“, sagt er noch und ruft seinen Kollegen etwas zu. Vor dem Hintergrund einer malerischen Bergkulisse beginnen die Vorbereitungen. Hier schreit ein Junge etwas Unverständliches ins Nichts, dort kommt schon ein Mann mit einem Sattel um die Ecke. „In 15 Minuten können wir losreiten“, erklärt unser Gastgeber und fordert uns auf, in einer gemütlichen Rundhütte Platz zu nehmen.

Mpiti Letsie ist der Dorfvorsteher von Ha Thlaku und den umliegenden Häuseransammlungen. Für etwa 3.000 Basotho ist er das traditionelle Oberhaupt, Streitschlichter, Ratgeber, moralische Instanz. Mit seinem neuesten Projekt, Ponyreiten, bringt er Touristen ins Dorf. Und damit Geld.

„Es ist doch schön, wenn wir etwas von unserer Kultur an Fremde weitergeben und gleichzeitig etwas gegen unsere Armut tun können“, findet er. Es müsse dringend etwas getan werden, ergänzt Mpiti, denn die Not werde immer größer, die Zustände immer schlechter. Die Felder brächten durch das viele Gras der Tiere nicht mehr so viel Ertrag wie früher, und Vieh könne man leider nur entweder verkaufen oder essen, nicht beides. Aber lautes Klagen ist nicht Mpitis Art. Er versucht sich zu arrangieren. Unter seiner traditionellen Decke mit Krokodilmotiven, die ihn als Angehörigen des königlichen Bakuena-Clans kennzeichnet, trägt er ein verwaschenes T-Shirt.

Seinen Kindern hat er gute Ausbildungen ermöglicht, sie sind Rechtsanwalt, Ingenieur oder politischer Berater geworden. Jetzt versucht er seinen Dorfbewohnern ein zusätzliches Einkommen zu verschaffen.

„Wir haben Pitsos (Dorfversammlungen) abgehalten und darüber geredet, im Tourismus aktiv zu werden. Dann waren sich alle einig, dass wir davon nur profitieren können“, erinnert sich Mpiti. Nun verleihen die Bewohner von Ha Thlaku Pferde und Sättel. Die Einnahmen gehen an die Vermieter und an die Dorfgemeinschaft, die Besucher können mit einem Führer durch die herrliche grüne Landschaft reiten, durch reißende Flüsse mit glasklarem Wasser, mit fantastischer Felskulisse in der Ferne als Panorama. Das ist allemal ein Genuss, und, das bestätigen die Basotho nur zu gern: Die beste Perspektive, um ihr Land kennen zu lernen, ist die von einem Pferderücken, an den Hängen entlang trabend. Hier und dort die unvermeidlichen Hirten mit einer kleinen Herde Schafe, Ziegen oder Kühe, das ganz gewöhnliche Dorfleben mit Frauen, die Wasser oder Feuerholz holen und ein Junge, der einen mit einem Sack Maismehl bepackten Esel hinter sich her zieht.

Ruhe und Gelassenheit prägen das Leben und schlagen sich ebenso im Gefühl der Besucher nieder. Für Mpiti ist der kulturelle Austausch auch beidseitig: „Wir profitieren nicht nur finanziell vom Tourismus. Unsere Kinder und Jugendlichen bekommen so kleine Einblicke in die Welt da draußen, die ihnen sonst verschlossen bliebe. Das macht sie neugierig auf mehr, und was könnte für ihre Entwicklung wichtiger sein?“

Möglich geworden ist dies alles durch den Quthing Wildlife Development Trust (QWDT), dessen Vorsitzender Häuptling Mpiti ist, und durch die Hilfe des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) in Lesotho. „Den Trust gibt es seit fast 20 Jahren. Durch unsere Unterstützung in den vergangenen drei Jahren ist der Verein sehr produktiv geworden“, berichtet Wigbert Vogeley vom DED. Herzstück des Projektes sind vier Rundhütten am Mount Moorosi, mitten im Quthing Distrikt. Hier finden Touristen eine komfortable Unterkunft in natürlicher Landschaft. Etwa 10.000 Euro hat der DED hier investiert, und in einem zweiten Schritt kürzlich ein modernes Modell angewandt: Mit einer Public-Private-Partnership von DED, QWDT und den Betreibern der Malealea Lodge wurde eine weitere Finanzspritze möglich. Zudem profitieren Häuptling Mpiti und seine Kollegen von dem Fachwissen, dass durch den Einstieg der erfahrenen Mitarbeiter aus Malealea verfügbar ist. Marketing und Management werden professioneller, mit Erfolg: Der Betrieb mit dem Quartier am Mount Moorosi schreibt schwarze Zahlen, genauso die Aktivitäten wie Ponyreiten in Ha Thlaku oder den anderen angeschlossenen Dörfern, die von dort aus sternförmig erreicht werden und in die das Geld durchsickern soll.

Durch diese Form des Ökotourismus gewinnt auch die Umwelt, deren Erhalt ein zentrales Anliegen des QWDT ist, und um die sich Forstwissenschaftler Vogeley besonders bemüht. Vor allem der in seinem Bestand gefährdete Bartgeier soll geschützt werden. Dazu hat Vogeley zwei Geier-Restaurants für diese Greifvögel gebaut: „Geier-Restaurant bedeutet nicht, dass die Touristen einen schönen Kaffee trinken und den Vögeln beim Fressen zuschauen, sondern das Gegenteil: Die Touristen verstecken sich in einem ungemütlichen Loch und warten darauf, dass der Geier zum hinterlegten Kadaver fliegt und dort frisst.“ Weil die riesigen Vögel mit einer Spannweite von weit über zwei Metern extrem vorsichtig und scheu sind, geht dies nur in entlegenen Gebieten, wie man sie in den Bergen Lesothos findet. Reiten, Wandern und Geierbeobachtung ergänzen sich so zu einem eindrucksvollen und authentischen Natur- und Kulturerlebnis.

Ein großer Strom von Touristen würde dies zerstören. Wenn nur ein kleines Bächlein von Verirrten in die Gegend kommt, fließen die Finanzen nur tropfenweise und geringer als es nötig wäre. Aber immerhin entwickelt sich das Geschäft nachhaltig, und die Basotho verkaufen nicht ihre Identität. Vogeley spöttelt im Hinblick auf die Gepflogenheiten in touristisch erschlosseneren Gegenden Afrikas: „Hier gibt es keinen Massai, der sich eine rote Kutte anzieht um vor dickbäuchigen Touristen zu tanzen, sich das verdiente Geld anschließend in die Markenjeans steckt und zur nächsten Kneipe läuft.“

5.2 Verrückt: Olympia in Lesotho

Wessel Bosman schaut sein Gegenüber aus klaren blauen Augen an. Entspannt lehnt sich der sportliche 48-Jährige zurück, rührt in seinem Kaffee und sagt mit fester Stimme: „Mag sein, dass ich verrückt bin. Ich mache niemandem einen Vorwurf, wenn er mich auslacht. Aber sie sollen mich machen lassen.“ Der neue irre Plan des Millionärs: Olympische Winterspiele in Lesotho.

Stirnrunzeln, Kopfschütteln, ein paar höfliche Floskeln, das Interview könnte an dieser Stelle schnell zu Ende und das Thema abgehakt sein. Sollte es aber nicht. Bosman hat bislang alle verblüfft, immer wieder. Ein Skigebiet in Lesotho? – Niemals. Inzwischen läuft der Saisonbetrieb, 5.000 Gäste waren es im Winter. Oder die absurde Idee, einen Rekord für die Reise von Kairo nach Kapstadt aufzustellen. Die Marke lag bei 20 Tagen für die 12.000 Kilometer. Wessel und sein Sohn Johan schafften es auf ihren Motorrädern in 19 Tagen. Bosman, ehemaliger Leichtathlet, war in den Disziplinen 110 Meter Hürden und Weitsprung vier Mal für die Sommerspiele

qualifiziert. Allein wegen des Ausschlusses von Apartheid-Südafrika musste er am Kap bleiben. Schicksal. Bosman hat gelernt zu kämpfen. „Geht nicht gibt es nicht.“

Vor acht Jahren stand er oben auf dem Mahlasela-Pass, 3.222 Meter über Normalnull, schaute runter in die Talsenke und ihm kam eine absurde Idee in den Kopf. „Hier entwickeln wir ein Skigebiet“, sagte er. Als Antwort erhielt er gewohntes Unverständnis, Stirnrunzeln, Kopfschütteln. Als im August 2006 Tourismusministerin Lebohang Nts’inyi mit dem blauen Eröffnungsband auch einen Knoten von Ärger, Auseinandersetzungen und Ablehnung durchschnitt, strahlte Bosman über beide Ohren. Nun habe ich es doch allen gezeigt, schien er sich zu sagen. Hindernisse hatte er unzählige überwunden, deutlich höhere als die im Hürdensprint. Bedenken von Umweltschützern, die schlechte Infrastruktur, das teilweise feindliche Klima. „Es war ein langer Kampf, aber jetzt geht es jeden Tag voran“, sagte er bei der Eröffnung. Und er nahm kein Blatt vor den Mund, was seine Ziele angeht: „Zwei Millionen Besucher in zehn Jahren. Jeder muss dran glauben, jeder muss mit anfassen.“

Ministerin Nts’inyi, anfänglich zugegebenermaßen keine Freundin von Bosman, dem reichen weißen Südafrikaner mit den kuriosen Plänen, rollt ihm inzwischen wie ihre Amtskollegen den roten Teppich aus. „Wir hatten große Bedenken, ob die Natur hier zerstört wird, und ob die Basotho von diesem Tagtraum profitieren.“ Sie sprach sich für eine langsame Weiterentwicklung aus, ließ Renaturisierungsmaßnahmen und eine zehnprozentige Abgabe an die ortsansässigen Gemeinden vertraglich festschreiben. Das Misstrauen der Basotho hat sich gelegt. „Erhebliche Vorbehalte“ wie die von Dr. Richard Lechmere-Oertel, Experte für Ökosysteme und Artenvielfalt des Transfrontier-Projektes, verhallen in der sonst menschenleeren Bergwelt der Maloti.

Ob sich die 40 Millionen Rand an Einlagen in ein Skigebiet rentieren, dass im besten Fall nur 15 Wochen pro Jahr nutzbar ist? „Wir sind schon bei etwas mehr als einer schwarzen Null angelangt“, sagt Bosman. Und noch steht die Unternehmung am Anfang. Bislang stehen erst etwa zehn Häuser in Mahlasela, dem Schweizer Chalet-Stil nachempfunden und gebaut mit Holz aus Litauen. 200 Hütten sollen folgen, mit viel Komfort und Schickimicki. „Teileigentum“ lautet das zugkräftige Verkaufsargument. Aus der einen bestehenden, knapp 150 Meter langen Piste soll ein „richtiges Skigebiet“ mit weiteren Abfahrten unterschiedlicher Schwierigkeit werden, „wie in Europa“. Was sich unmöglich anhört, könnte bei Bosmans Machart schon bald Realität werden. „Ich überlege, was ich machen könnte, wenn Geld keine Rolle spielt. Und dann will ich Schritt für Schritt vorankommen und sehen, wie weit und gut es läuft.“

Als nächstes will er die Sommeraktivitäten ausbauen, mit Allradstrecken zum Katse-Damm oder einem Golfkurs etwa, bei dem sich noch niemand vorstellen kann, wie der in die bergige Landschaft eingebettet werden soll. Auch Fischen und Ponytrekking stehen auf der Wunschliste. Für die abenteuerlicheren Aktivitäten wie Wildwasser-Rafting oder Abseiling hat er mit Ollie Esplin einen Experten an Bord, der bislang von der Grenzstadt Clarens aus agiert und am liebsten gleich loslegen möchte mit Tourangeboten. Bei den Basotho beklagt er mangelnde Initiative. „Identifizieren, Ausbilden, Trainieren“ möchte er die Einheimischen, damit Lesotho auch im aufstrebenden Bereich des Erlebnisurlaubs mitmischen kann. Die Voraussetzungen dafür sind gut.

Und Wessel Bosman, was tut der für sein Gastgeberland? „Ich möchte so viel wie möglich zurückgeben, so viele Aufträge wie möglich an ansässige Firmen hier vergeben.“ Viel ist da allerdings nicht zu erwarten, und außer Parkwächtern, Putz- und Kochpersonal gibt es bis dato kaum Teilhabe von lesothischer Seite. Bosman wehrt sich gegen den Vorwurf, das Land als Spielplatz für seine Visionen zu missbrauchen und beweist ein sensibles Gespür für die Basotho. „Wir kennen uns, und wir mögen uns“, sagt er. Zudem sei ihm nicht daran gelegen, das schnelle Geld zu machen. Vielmehr will er 50 Prozent von seinen Überschüssen an die Einheimischen zurückgeben: „Ohne deren Zustimmung wäre das doch alles nicht möglich. Ohne die geht gar nichts.“

Das Afriski Resort, das es als Sensation in Deutschland sogar bis in die heute-Nachrichten des ZDF schaffte, steht halbwegs, schon plant Bosman den nächsten Coup. Er hat im Norden Lesothos Sandstein entdeckt, viele, viele Kubikmeter, leicht abzubauen, gut zu verkaufen. „Dort liegt Material für 5.000 Häuser“, schwärmt er. Besitzrechte an dem Land hat er in ebenfalls rekordverdächtigen vier Wochen erhalten. Für die Ausgrabungen hat er sich überlegt, die Steine so zu entfernen, dass ein Stadionoval mit natürlichen Tribünen entsteht. Daran knüpft das Traumgebilde mit den Olympischen Winterspielen an. „Mit dem Sandstein können wir das ganze Olympische Dorf bauen, auch einen Bahnhof und Wettkampfstätten“, hat Bosman schon die Details im Auge. Selbst die Stimmanteile im Internationalen Olympischen Komitee bei der Vergabe der Spiele hat er im Kopf schon mal durchgerechnet.

Höhentrainingslager, professionelle Ausbildung für junge Athleten in ihren Sportarten und gleichzeitig als Tourismusmanager, Hotelfachwirt, Fremdenführer. Mehr Betten in besseren Unterkünften, für jedes Portemonnaie das passende Programm. Lesothische Skimeisterschaften, afrikanische Skimeisterschaften und dann, irgendwann, fünf Olympische Ringe in den Matlibergen. Bosman, blond und braun gebrannt, sitzt nicht mehr so entspannt

auf seinem Stuhl. Er hat sich in Fluss geredet, ist selber ganz mitgenommen von seinen Visionen. Mag sein, dass er verrückt ist. Aber bislang hat er seine Ideen verwirklicht.

5.3 „Das ist zwar beschlossen, aber noch nicht ausgeführt“

Ausgerechnet die drei staatlich geführten Parks im Norden Lesothos zeigen das Dilemma in aller Deutlichkeit: Das Land der Basotho bietet touristische Anlaufpunkte in Hülle und Fülle, genutzt wird es freilich nur spärlich und nachlässig. Eine Mitschuld trägt in diesem Fall auch schlechtes Management, da Fachkräfte fehlen.

Allein der Weg hoch zum Naturreservat Bokong über den Mafika Lisiu-Pass ist eine Attraktion: Trotzig schlängelt sich die Straße an der aufragenden Wand aus moosbedecktem Felsmassiv empor bis auf 3.000 Meter Höhe, um dann in steiler Abfahrt den Ausläufern des Katse-Damms entgegen zu eilen.

Direkt an der Passhöhe steht ein modernes Besucherzentrum mit informativen Schautafeln, einer moderaten Bewirtung und vor allem einer Glasfront, die den Blick mehrere hundert Meter tief in eine Schlucht lenkt. Der Lequa-ba-Fluss rauscht sprudelnd hinab. In Höhe des Wasserfalls an der Klippe stehen mehrere Rundhütten für Gäste, 30 schwierige Fußminuten über unwegiges Gelände entfernt. Strom gibt es nicht. Der Generator streikt häufig. Minustemperaturen sind keine Seltenheit und das ganze Jahr über möglich. Die Wasserleitungen frieren in der Höhenlage ständig zu.

Eine sagenhafte Aussicht gibt es, rustikale Wanderhütten mit acht Betten, aber weder Komfort noch explizite Angebote für Touristen. Mathela Lekela, die Managerin des Reservates, möchte ihren Park mit besserem Angebot vermarkten. „Mehr Geld für weitere Rundhütten und Chalets“, lautet ihr Wunsch. Ob sich dann die Investition in Ausstellung und Unterkünfte rentieren werde, vermag sie nicht zu sagen. Auf die Bedürfnisse regionaler und internationaler Besucher sind die sage und schreibe zwölf mitarbeitenden Gastgeber nicht eingestellt. Dabei ist die Lage nahe an der Grenze zu Südafrika und an einer sehr guten Teerstraße ideal. Mit dem Potential von Wanderungen und Ausritten in den umliegenden Bergen und zudem möglichen Wassersport auf dem Katse-Damm gäbe es mehr als genug zu tun für einen zwei-, dreitägigen Aufenthalt in angenehmer Atmosphäre.

Die Frage nach nachhaltiger Entwicklung und der Integration der lokalen Gemeinden kann Mathela Lekela denn auch nicht hinreichend beantworten. Für sie, die in Südafrika Nature Conservation (Naturschutz) studiert hat, sind die Probleme mit der lokalen Bevölkerung schon so groß genug: „Sie sagen immer noch, dass wir ihnen das Weideland ihres Viehs wegge-

nommen haben“, erklärt sie. Einige Bauern hielten sich darum auch nicht an das Schutzabkommen. „Immer wieder müssen wir sie verjagen, wenn sie ihr Vieh hierher treiben, oder wenn sie Feuer legen“, sagt Lekela. Es sei noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten. Man habe den umliegenden Gemeinden nicht verständlich machen können, worin ihr Vorteil im Naturreservat liegt. Gelegentlich profitierten Dorfbewohner davon, dass Pferde von Touristen für Ausritte geliehen werden. Aber das wäre eher die Ausnahme.

Was denn mit der zehnprozentigen Abgabe sei, die die staatlichen Parks an die Gemeinden geben sollten? „Das ist zwar beschossen, aber noch nicht ausgeführt. Die Projektvorschläge müssen von den Dörfern selber kommen“, erklärt sie. Was als Hilfestellung und Kompensation gut gemeint war, entwickelt sich zum bürokratischen Hindernis, das für die wenig gebildete Bevölkerung unüberwindbar ist. Staatlicherseits muss das Resümee ähnlich unbefriedigend ausfallen. Hohe laufende Kosten, kaum Einnahmen, keine positive Interaktion mit den Dorfbewohnern: Wenn nicht bald viele Besucher den steilen Passweg hinauf nach Bokong einschlagen, ist dieses Projekt zum Scheitern verurteilt.

Kaum bessere Perspektiven haben die Visionen von Lawrence Kopanong Malehi. Er koordiniert als Senior Nature Conservator im Hauptquartier der drei Parks die Koordination für die Schutzräume. Zebras und Antilopen, so träumt er, könnten im Tsehlanyane Nationalpark ausgesetzt werden. „Zunächst eingezäunt, und dann irgendwann in freier Wildbahn.“ Derzeit jagen die Männer aus den angrenzenden Dörfern des zweitgrößten Parks des Landes jedes Säugetier, das ein wenig Fleisch im Topf verspricht. Rücksicht und Einsicht sind ihnen nicht vermittelt worden. Ein anderes Prinzip als „von der Hand in den Mund“ ist ihnen nicht bekannt. Die Not regiert.

Zur Freude von Malehi überleben hier dennoch einige Paviane, Grey Rheboks und verschiedene kleine Säuger. Und selbst mit aus Botswana eingekauften Sensationen wie Zebras oder Antilopenarten bliebe der Park eine kleine Nummer im Vergleich mit den großen Wildreservaten in Südafrika. Und ob die temperaturempfindlichen Säuger den harschen Winter in Lesotho überleben könnten und Futter finden würden, ist eine ungerne gehörte Frage – die Tiere hätten nämlich keine Chance.

Die größte Anziehungskraft versteckt sich daher hinter dem Namen des Parks: Tsehlanyane – bedeutet in etwa „ein bisschen Gelb“, und deutet auf den Bambus hin, der am Flusslauf sprießt. Zusammen mit den *Leucocidea sericeae* bildet er den einzigen verbliebenen indigenen Wald in ganz Lesotho. Auch das Königreich im Himmel kann somit das Flair einer Savanne vermitteln, und die Landschaft ist ausgesprochen abwechslungsreich. Höhepunkt einer fünfstündigen Wanderung ist ein Wasserfall, der sich in drei Etappen in die Tiefe stürzt.

Wenn die bestehenden Pläne wahr werden, entsteht zwischen den Gebieten Bokong und Tsehlanyane ein Gebiet, in dem die Nutzung der Ressourcen beaufsichtigt wird. Das wäre ein weiterer Schonraum für die Natur, und ein Paradies für Ökotouristen. Doch auch in Tsehlanyane fehlt es an geeigneten Unterkünften. Von offizieller Seite soll dies „bald“ geändert werden, ein privater Investor hat bereits zugeschlagen: Fünf Rondavels der Luxus-Kategorie entstehen, fließend warmes Wasser und Strom inklusive, versteht sich. Welche Gäste allerdings bei den überschaubaren Attraktionen Hunderte Euros pro Nacht ausgeben mögen, muss offen bleiben.

Bedürfnisse und Dimensionen, von denen die Einheimischen weit entfernt sind. Hoffnung keimte auf, als mit den Baumaßnahmen am Hochland-Wasserprojekt die 35 Kilometer lange Schotterpiste ausgebessert und Strommasten aufgestellt wurden. Die Kabel mit der lebenserleichternden Elektrizität führen aber an ihren Hütten vorbei. „Sie haben uns davor gewarnt, die Leitungen anzuzapfen. Das sei tödlich“, erklärt Peete Molapo, Häuptlingssohn und Vermittler zwischen den widerstreitenden Anliegen von Park und Dörflern. Er arbeitet in Tsehlanyane, und ist gleichzeitig in den Orten angesehen. Einmal im Monat trifft er sich zur Diskussion mit dem Community Conservation Forum, einer Plattform, in der Streit geschlichtet und Gemeinschaftsprojekte ausgehandelt werden sollen. Molapo sieht Fortschritte, gibt aber auch offen zu: „Es ist noch kein Geld da, und solange keine Verbesserungen für die Dörfer offensichtlich werden, bleiben sie unzufrieden und wenig kooperativ.“

Mit Nachdruck weisen alle Angestellten im Park darauf hin, dass sie aus der näheren Umgebung kommen. Daher seien einige Familien bereits entschädigt. Der gute Ansatz, bei den Beschäftigten auf Menschen aus der Umgebung zurück zu greifen, ist aller Ehren wert. Für einen großen Nationalpark braucht es allerdings Fachkräfte. Nach seiner Ausbildung befragt antwortet der leitende Aufseher: „Ich war für zwei Monate in einem Park in Botswana. Da habe ich alles gelernt.“

Gekonnt aufbereitet und sympathisch einladend ist allein das Freilichtmuseum Liphofung (Ort des Elands), eine überhängende Felsformation, in deren Schutz die San, Ureinwohner Lesothos, und sogar der Gründer der Nation, König Moshoeshoe I., Unterschlupf gesucht und gefunden haben. Gut erhaltene Malereien zeugen von einer hier in den Malotibergen längst untergegangenen Kultur. Das Museumsdorf oberhalb der Höhle versorgt die Besucher auf kurzweilige Art mit allen Hintergründen. Wissenschaftler von Universitäten in Lesotho und Südafrika haben eine fremde Welt verständlich und informativ aufbereitet.

Geführt wird die Unternehmung von Ortsansässigen. Dass hier mit Leidenschaft gearbeitet wird, ist überall zu spüren. „Wir wollten zeigen, was wir

hier in Liphofung haben. Wir sind froh und glücklich, dass wir seit knapp zehn Jahren von der Regierung unterstützt werden“, erklärt Malika Jonase. Allen Mitarbeitern liege der Erfolg der Kulturstätte am Herzen. Sie haben sich ihr Erbe zu Eigen gemacht.

Sehnlichster Wunsch ist es, den Betrieb zumindest kostendeckend zu führen. Zusätzlich zu den wenigen Betten entstehen weitere Unterkünfte für Familien und üppigere Chalets. Ein Restaurant soll sobald wie möglich hinzukommen. Für mehrtägige Unterhaltung kommen zum kulturellen Lernprogramm Spaziergänge durchs Dorf und Ausritte zu Pferd hinzu. Auffällig ist: In diesem Fall bleibt es nicht bei einer vagen Möglichkeit, die nur auf gezielte Anfrage erörtert wird, sondern die Aktivitäten werden konkret angeboten – und angenommen.

Was alles möglich wäre, davon schwärmen die Manager der einzelnen Parks. Dass es bereits wahr sein könnte, dürfte nicht zur Motivation beitragen: Die African Development Bank (ADB) hatte den Lesotho Parks 53 Millionen Rand (rund 6 Mio. Euro) als Darlehen in Aussicht gestellt, zweckgebunden für Projekte, die für die lokale Bevölkerung in der Nähe der Parks die Infrastruktur verbessern und Einkommen generieren. Dies war als Kompensation für das Hochland-Wasserprojekt gedacht, bei dem mit dem Katse- und dem Mohaledamm das größte Staudammprojekt Afrikas entstand. Was daraus geworden ist? Jahrelang wurden nur 3 Millionen Rand aus diesem Topf abgerufen. Niemand fühlte sich zuständig, die Investitionen zu tätigen, obwohl das Geld dazu quasi auf der Straße lag. Die Folge: Die ADB zog – nach mehrmaliger Mahnung – die verbliebenen 50 Millionen zurück. Dann plötzlich waren auch die Basotho wieder wach. Jetzt fordern sie vehement ihr Geld und versprechen einschneidende Entwicklungen an den zugeachteten Orten.

Für die Umsetzung wurde eine weitere halbstaatliche Projekteinheit gegründet. HNRRIEP (Highland Nature Resources and Rural Income Enhancement Project) soll die natürlichen Ressourcen schützen und erhalten und die Einkommenssituation der Bergdörfler verbessern. Bore Motsamai lenkt und managt die Verteilung der Finanzmittel, kontrolliert die fünf Mitarbeiter und vermittelt zwischen der Hochland-Entwicklungsbehörde und dem Ministerium für Tourismus, Umwelt und Kultur. Das Missverständnis mit der Schutzgebühr für die Dörfer in der Nähe der Reservate klärt er auf, zumindest halbwegs: „Wir haben uns verständigt, dass die Interessenvertretungen in den Orten zunächst legal registriert werden müssen, um dann ein Konto eröffnen zu können. Wenn sie dann einen Vorschlag einreichen, der mit den bestehenden Mitteln bezahlbar ist und der der gesamten Gemeinschaft dient, wird das Geld sofort überwiesen.“ Was sich nur leicht kompliziert anhört, ist für die häufig abgelegenen, von der modernen Welt getrennten

Dörfer kaum realisierbar. Als Sicherheit gegen illegale Vorteilnahme haben die Behörden ein bürokratisches Wirrwarr geschaffen, das letztlich kaum jemandem dient.

Eine neue Methode entwickelt sich bei HNRRIEP und auch im Ministerium: Vernetzung der Attraktionen, wie etwa der kulturhistorischen Stätten, von der Felshöhle Liphofung über das ehemalige Kannibaldorf Kome, wo ein Verwandter des Staatsgründers Moshoeshoe I. den Menschenfressern zum Opfer fiel, bis zum Nationalheiligtum Thaba Bosiu, dem Berg der Nacht, der unter Moshoeshoe I. zur uneinnehmbaren Festung und zum Ursprung der heutigen gemeinsamen Basothokultur aufstieg. „Wir haben eine spannende Vergangenheit, die noch heute zu erleben ist“, sagt Mpho Moe-ketsi, Direktorin für Tourismus. Erfahrbare Historie, abzufahren mit dem Auto, noch besser mit dem Pferd und zu Fuß. In diese aktuelle Form des Kulturtourismus möchten die Basotho gern investieren. Zudem sind diese Orte mit dem Pkw vom Knotenpunkt Maseru gut erreichbar und bieten daher eine gewisse Garantie eines verlässlichen Besucherstroms.

Mit Sicherheit zum Anziehungspunkt werden die beiden großen Dämme, die im Hochland aufgestaut werden. Seit die Bauarbeiten an den gigantischen Wällen Mohale und Katse fertig gestellt sind, „wartet das Potential dieser immensen Schönheiten darauf, touristisch genutzt zu werden“, sagt Motsamai. Derartig gelegene Seen sind rar im gesamten südlichen Afrika, und die Idylle der einsamen Landschaft mit steilen Hängen und dem tiefen, flachen Gewässer fängt jeden Besucher ein. Einen besseren Standort für maritimes Sporttreiben, für Naherholung und Kurzurlaub besitzt Lesotho gar nicht. Mit einem botanischen Garten in Katse will Motsamai nicht nur Touristen locken, sondern dort auch nachhaltiges Züchten von Heilpflanzen lehren. Und das sei nur eines von mehreren Angeboten, die nun vermarktet werden sollen. Ein anderes ist Fliegenfischen. Diese Form des Angelns ist die größte Passion vieler Südafrikaner. Gleichzeitig ködert die schroffe Landschaft mit nahezu unpassierbaren Pisten Allradabenteurer. Motsamai schnürt ein Rund-um-Paket: Vom Freilichtmuseum Liphofung auf dem Pferd nach Tsehlanyane, dann weiter in die Höhe nach Bokong, von dort runter zum Katse-Damm, dort per Boot zum Ferienhaus, schließlich über Sand-, Schotter- und Steinpisten ins Mahlasela Afriski-Gebiet und von dort zurück zum Ausgangspunkt. Eine Woche Urlaub mit Kultur, Natur, Abenteuer und Romantik. „Jedes Jahr gehen 1,6 Millionen Basotho nach Südafrika für Vergnügungen. Die wollen wir hier halten, und noch dazu viele Südafrikaner von unserem schönen Land überzeugen“, erklärt Motsamai.

Ein erster Schritt in diese Richtung ist zwischenzeitlich getan: Das Ministerium prüft Angebote von privaten Investoren, die im Bereich der Dämme Infrastruktur und Management für Urlaubsziele anbieten wollen. Finanzie-

ren werden die Pläne vermutlich Konsortien aus dem Nachbarland. Wenn die Basotho sonst Hilfe vom großen Bruder eigentlich nur mit Naserümpfen zulassen und ertragen, können in diesem Fall das dortige Know-how, das nicht-staatliche Budget und die Erfahrung mit wirtschaftlicher Rentabilität nur helfen. Während die defizitären Lesotho Northern Parks bislang 37 Mitarbeiter gut bezahlen für nicht viel mehr als die Instandhaltung von ungenutzten touristischen Potenzialen, ringt sich die Ministerin dazu durch, den freien Markt nach und nach zuzulassen: „Die Politik muss die Rahmenbedingungen festlegen. Aufgabe der Regierung ist es, zu regieren, und nicht Geschäfte zu betreiben.“ Geschäfte betreiben private Investoren sicher effizienter.

6. Analyse

Im Befinden darüber, was dem Tourismus im Land und den Basotho hilft, geben Experten, selbst ernannte Insider, Kulturpessimisten und Finanzjongleure allerlei Tipps. Handeln müssen die Verantwortlichen nun selber.

6.1 Wohin mit all dem Potenzial?

Gäbe es eine derartige Wahl in Lesotho, dann würde „Potenzial“ mit Sicherheit zum Wort des Jahres gekürt werden. Die Basotho erahnen, welche Reserven in ihrem Land stecken. „Unglaubliches Potenzial“, „unentdecktes Potenzial“, „einzigartiges Potenzial“, Superlative und Bestnoten. „Wenn ich mir Lesotho anschau, dann sehe ich das ganze Potenzial was in diesem Land steckt und ich sage: Tourismus wird Lesotho am Ende retten.“ Sagt Andrea Thorn, und die ist beileibe kein Greenhorn. Ihre Familie lebt in der fünften Generation in Lesotho, betreibt zwei Lodges im Landesinneren. Thorn selbst arbeitet als Managerin für „Lesotho Tourism“, einen Ableger des internationalen Multis Imperial. Sie kennt Lesotho, sie kennt ihr Geschäft, und sie hat ein Anliegen: „Ich wünsche mir, dass all dieser Amtschimmel und die Bürokratie vertrieben wären, damit endlich Investitionen stattfinden könnten.“

Vor zwei Jahren war ein Pony Trekking Centre ausgeschrieben, dass bis dahin das Landwirtschaftsministerium (sic!) betrieb. Imperial bekam den Zuschlag, würde „lieber heute als morgen“ mit der Übernahme des Betriebs beginnen. Allein, nach zwei Jahren fehlen weiterhin Papiere und Urkunden, die den finanziellen Einstieg in das Geschäft auf sichere Füße stellten. Ganz in der Nähe des Reitzentrums gibt es eine leer stehende Lodge, wunder-

schön gelegen zwischen den ersten Gipfeln des Hochlands, nur eine Autostunde von der Hauptstadt entfernt. Was passiert? Nichts.

„Ich wünsche mir, dass eines Tages alle Leute in Lesotho aufstehen und das Potenzial zum Geld verdienen erkennen. Jeder Zentimeter unseres Landes ist eine Touristenattraktion“, übertreibt Retselisitsoe Theko. Er vermittelt zwischen den einheimischen Entscheidern und landfremden Investoren, lanciert, betreibt Lobbyarbeit mit seiner Beraterfirma Mohloli. Mit Erfolg, denn die Drähte in die Politik sind gut, und mit Mahlasela Afriski, einem Anteil am Sehlabathebe National Park und der ein oder anderen Kulturstätte ist Mohloli dick im Geschäft. Seine blumige Art, als Berater das Blaue vom Himmel und Lesotho auf Platz 1 der touristischen Weltkarte zu zaubern, fußt auf dem festen Glauben, „dass Tourismus unsere gesamte Wirtschaft nach vorne bringen kann“. Sein Weg dahin führt über Bildung und Öffentlichkeitsarbeit. Im Radio hat er bereits eine eigene Sendestrecke, und auch sonst lässt Theko keine Gelegenheit aus, für sein Ziel zu werben. Lesothos Schönheit und die Kultur seiner Menschen müssten einfach einem viel breiteren Publikum zugänglich gemacht werden. Und gerade Touristen gäben gern ihr Geld aus, wenn sie sich wohl fühlen. Die Schwächen Lesothos, vor allem miserable Infrastruktur und nicht vorhandene touristische Informationspolitik, münzt Theko in Chancen um. Ihn nerven die langen Listen mit Problemen: „In diesen Dokumenten stehen nur Schwierigkeiten, aber keine Lösungen. Und wir Geschäftsleute mit unseren Lösungsstrategien werden zu wenig integriert.“ Dabei sei es doch gerade beim Tourismus einfach, den Leuten ein Engagement schmackhaft zu machen. Dieser Sektor könne, wie wenige andere, auch ungelernete Kräfte gebrauchen, Jungen könnten Tourführer sein, Frauen ihre Handwerkskunst verkaufen, Männer Unterkünfte bauen und so fort. „Innerhalb kürzester Zeit“ kann es laut Theko losgehen mit dem großen Wurf. Es müssten sich nur alle Gesellschafter zusammensetzen und ihre Anstrengungen fokussieren. „Wenn ein Budget von 100 Millionen abgefragt wird, und nur 50 Millionen gegeben werden, dann versteht die Regierung noch nicht was Rückfluss aus dem Investment bedeutet.“

Ganz so einfach, nämlich eine reine Frage des Ergebnisses unterm Strich, ist die Entwicklung von und durch Tourismus in Lesotho nicht. Ortsfremden Investoren mangelt es in der Regel an Einsichten in und Rücksichten auf die sozialen, kulturellen, ökologischen und ökonomischen Gegebenheiten. Ein finanziell positives Projekt kann gleichzeitig unermesslich teuren Schaden in der Umwelt und in den fragilen Dorfgemeinschaften auslösen. Es gilt, den Status quo der Attraktionen, sei es Natur oder Kultur, zu erhalten und im gleichen Schritt den Zugang zum touristischen Wettbewerb zu entwickeln.

Einer, der das Tourismusgeschäft aus dem Effeff kennt und es besser wissen muss als alle anderen, ist Lionel Becherel. Im Auftrag der Welt-Touris-

mus Organisation der Vereinten Nationen (UNWTO) hat er sich drei Monate lang mit der Lage in Lesotho befasst. Auch er preist die Optionen, die sich aus florierendem Tourismus entwickeln können, von der Beschäftigung für alle Alters- und Bildungsgruppen bis hin zum so genannten Trickle-Down-Effekt, der besagt, dass das Geld nur so runter rieselt zu allen Bedürftigen, wenn es denn auf die richtige Stelle gegossen wird. Er wird nicht müde zu betonen, dass mit dem Multiplikatoreneffekt nicht nur die Fremdenverkehrsbranche, sondern auch Handwerk, Transport, Infrastruktur gestärkt würden. Auch er sieht Tourismus speziell für arme Länder geeignet, da wenig Startkapital für anfängliche Investitionen vonnöten sei, vor allem in den zurzeit besonders gefragten alternativen Sparten Öko-, Dorf- und Kulturtourismus. Keine Illusionen verbreitet Becherel hingegen, wenn er nach dem Rezept gefragt wird. Hunderte Seiten hat er geschrieben, voll mit Vorschlägen, Hinweisen und Anweisungen. Das Fazit des Fachberaters: Alles neu! „Die nächsten fünf Jahre werden entscheidend sein. Wenn die Regierung den Masterplan und den Aktionsplan annähernd umsetzt, kann die Branche dem Land mehr bringen, als alle bisher für möglich halten“, sagt Becherel. Doch er kennt auch die Tücken des Sektors, weiß um dessen Schnelllebigkeit und warnt: „Lesotho sollte nicht alles auf diese eine Karte setzen.“

Seine Auftraggeberin Vanessa Satur von UNWTO lobt Becherel für das erstellte Konzept, mit dem sich das Ministerium für Tourismus, Umwelt und Kultur gänzlich neu organisieren, positionieren und strategisch ausrichten soll. In der qualifizierten politischen Richtlinienkompetenz sieht sie den Schlüssel zum richtigen Weg. „Tourismus ist ein äußerst komplexer Wirtschaftszweig, aber es ist der größte weltweit in punkto Beschäftigung und der zweitgrößte in Bezug auf Steuereinnahmen.“ Die Reichweite der Branche werde allgemein unterschätzt, und gerade in Entwicklungsländern lägen Gesundheit und Bildung mehr im Fokus. Mit dem Neuanfang könne Ministerin Nts'inyi, die „viel von Tourismus versteht“, den Grundstein für eine überraschend positive Entwicklung legen. Neben dem Rückzug der Politik aus dem aktiven Geschäft empfehlen Satur und Becherel Dezentralisierung und vor allem die Courage, für zentrale Positionen im Ministerium und seinem Vermarktungsgremium Lesotho Tourism Development Corporation (LTDC) fähige Fachkräfte aus dem Ausland einzubinden: „Nur für den Start, für die Einarbeitungsphase, danach sollen die Basotho wieder komplett selber übernehmen.“ Ob Lesotho für einen Teil vom Kuchen der am schnellsten wachsenden Industrie der Welt über seinen Schatten springt, bleibt abzuwarten. Die Experten stellen bei normalem Fortschritt einen zwanzigprozentigen Anteil am Bruttosozialprodukt in Aussicht.

Die Politik hat sich auf die Fahnen geschrieben, die Armut im Land zu mildern. „Wir haben Tourismus als Möglichkeit dazu identifiziert, vor allem

unsere Probleme in den ländlichen Regionen zu lindern“, berichtet Ministerin Nts’inyi. Ein adäquates Budget wird ihr im Kabinett dennoch nicht zur Verfügung gestellt. Dabei könnte, durch entsprechende Jobs in den Bergen, auch Landflucht und Urbanisierung, Kriminalität und schließlich dem HI-Virus etwas entgegen gesetzt werden. Diese Kausalkette hat sich aber noch nicht in den Köpfen festgesetzt. Eine bessere Ausbildung der Beschäftigten soll Zeichen setzen und überzeugen. Um wirtschaftlich selber handlungsfähiger zu werden ist ab 2007 eine Steuer geplant: Zwei Prozent aller Einnahmen in der Branche sollen an den Staat gehen, dafür gibt es dann Investitionen in die Grundversorgung, sprich Straßenbau, Strom und Wasser.

Beneidend schweift der Blick aus Lesotho rüber ins Nachbarland. Südafrika hat seit dem Ende der Apartheid, also in gut zehn Jahren, die Einnahmen aus dem Tourismusgeschäft verdoppelt, verzeichnet annähernd zehn Millionen Besucher pro Jahr und beschäftigt dadurch weit über eine Million Menschen.

Lesotho kann daraus lernen und einiges besser machen: Mit mehr Partizipation könnten die Errungenschaften für die eigene Bevölkerung gesteigert werden. Die Ungleichheit und misslingende Völkerverständigung bleiben unabwägbare Risiken, und ein Verfall von Werten und Traditionen könnte zwar zum Boomerang werden. Doch ohne Veränderung ist kein Fortschritt möglich. Mit einer funktionierenden Mischung aus fremden und lokalen Investoren, einem klugen Mikrokreditsystem für die Unternehmer in der eigenen Bevölkerung und Angeboten für jedes Portemonnaie und jede Zielgruppe kann die Karte Tourismus für Lesotho zum Trumpfpass werden. Der unschätzbare Vorteil dabei: Das Land kann selbst ausspielen.

7. Epilog

Wieder diese Melodie. Eintöniges, getragenes Pfeifen. Monoton, melancholisch, ganz ähnlich wie beim Mann mit dem Eselkarren. Was sich beim ersten Hören tieftraurig anhörte, klingt bei Pakela Peter Pakela gesetzter, ausgeglichen, fast zufrieden. „Fuku-Fuku“ habe ich am Eingang der Malelea Lodge gerufen. Während sich andere abwenden, kommt mir Pakela entgegen gelaufen. „Fuku-Fuku“ heißt „oben, oben“, und meint den höchsten Berg der Umgebung. Ein mühsamer, steiler Aufstieg, kein leichter Broterwerb. Pakela scheint es nichts auszumachen, im Gegenteil: „Ich bin gerne unterwegs in der Natur, um den Gästen unser Land zu zeigen.“ Beim Klettern am Felsen, über erstarrte Eisplanken und rauschendes Schmelzwasser hinauf auf den Gipfel unterhalten wir uns.

Das Leben sei schwierig für die meisten Menschen hier, sagt Pakela. „Kaum jemand hat Geld, die Ernten sind schlecht. Aber zum Glück gibt es ja die Touristen.“ Leute wie mich führt er umher, kleine und größere Gruppen, mal für einen halben Tag, mal mit Übernachtungen irgendwo in den endlosen Malotibergen. Jede zweite Woche hat er Dienst und teilt sich die Touren mit den anderen Guides. An manchen Tagen wartet er vergeblich oder die anderen sind an der Reihe. „Im Schnitt vielleicht 300 Rand pro Monat“ verdient er. Darin eingerechnet ist sein Anteil an den Spenden für den Chor, mit dem er allabendlich in der Lodge auftritt. Reicht das zum Leben? „Ja und Nein“, sagt Pakela. Sein Bruder mache den gleichen Job, und gemeinsam könnten sie ihre Mutter, Frauen, Schwestern, Brüder und Kinder ganz ordentlich ernähren. Extras sind nicht drin.

Pakela hat sich nach Alternativen umgeschaut. Doch die sind auch nicht besser. Weder in den Städten Lesothos noch in Südafrika gibt es ausreichend gute Jobs. „Also bin ich wieder hierher zurück.“

Er erzählt von den Veränderungen der Bräuche. „Früher waren zwei Kühe lobola (Traditioneller Brautpreis, Anm. d. V.) Standard. Wer vermögend war, musste auch mehr bezahlen. Heute fällt lobola manchmal ganz aus.“ Für die ureigensten Traditionen ist kein Geld mehr da. Das Dorfleben verkümmert.

Pakela ist gesund und sportlich, wenn auch viel zu dünn. Gemeinsam erstürmen wir den Gipfel. Gemeinsam genießen wir den fantastischen Ausblick auf Lesotho. „Es ist ein hartes Leben da unten“, weiß er. Welche Perspektiven gibt es? „Man weiß nicht, was morgen kommt. Hauptsache, es kommen Touristen.“

8. Danksagung

Mein Dank gilt der Heinz-Kühn-Stiftung für das großzügige Stipendium. Anders wäre ein derart tiefes Eintauchen in das Leben und Denken der Basotho nicht möglich gewesen. Ute Maria Kilian stand mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite, ein unverzichtbarer Gewinn. Unentbehrlich war auch die Hilfe von Ralph Matschinsky und dem Team des Deutschen Entwicklungsdienstes in Lesotho.

Den Basotho möchte ich mit meinen Berichten so viel wie möglich zurückgeben. Land und Leute haben mich Unsagbares gelehrt, und ich bin dankbar für jede der unzähligen freundschaftlichen Gesten, ob in Sesotho oder auf Englisch oder auch mit Hand und Fuß. Ich fühle mich ein wenig als einer von Ihnen und wünsche „Khotso, Pula, Nala“, „Frieden, Regen und Wohlstand“.

